

Spielberg, Berset, Casanova, Trump, van Gogh, «Horizon 2020»

DIE WELTWOCHEN



Nummer 29 – 21. Juli 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Räusche,
die man nicht
vergisst
Matthias Matussek über Brasilien



Süpertürk

Wie gefährlich ist Erdogan?

Von Wolfgang Koydl



DER NEUE SEAT ATECA
ROUTINE NEU ERLEBEN
AB FR. 19'250.-*

TECHNOLOGY TO ENJOY



HECKKLAPPE MIT VIRTUAL PEDAL



VOLL-LED SCHEINWERFER



SITZE IN ALCANTARA

SEAT ATECA: JETZT BEI IHREM SEAT PARTNER

/ 4DRIVE / DSG / TOP VIEW CAMERA / STAUASSISTENT / FULL LINK-TECHNOLOGIE
/ SPURWECHSEL-ASSISTENT / NOTFALL-BREMSASSISTENT
/ CITY- UND FUSSGÄNGER-NOTBREMSFUNKTION

*SEAT Ateca Reference 1.0 Eco TSI 115 PS, Listenpreis Fr. 21'750.- ./ Advantage-Prämie von Fr. 2'500.- = Endpreis Fr. 19'250.-, Verbrauch gesamt: 5.2 l/100 km; CO₂-Emission: 121 g/km; Energieeffizienz-Kategorie D. Abgebildetes Modell: SEAT Ateca Xcellence 1.4 Eco TSI 150 PS 4Drive, Listenpreis Fr. 35'150.- ./ Advantage-Prämie von Fr. 2'500.- = Endpreis Fr. 32'650.-, Verbrauch: 6.2 l/100 km; CO₂-Emission: 143 g/km; Energieeffizienz-Kategorie E. Durchschnitt der CO₂-Emission der Fahrzeuge in der Schweiz: 139 g/km. Weitere SEAT Angebote finden Sie auf seat.ch

Intern

Die erste Nachricht erreichte *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl am Freitagabend um 21.38 Uhr über Whatsapp: «Jetzt in den News. Gendarmen haben den Verkehr auf den Brücken nach Europa gesperrt – sonst keine Aufklä-



«Grosses im Gange»: Ankara, 16. Juli 2016.

rung», textete eine Bekannte aus Istanbul. Und dann noch: «Hier scheint was Grosses im Gange zu sein.» Das war untertrieben. Der gescheiterte Putsch bedeutet eine historische Zäsur – für die Türkei und für Europa. Die *Weltwoche* trägt diesem Umstand mit Porträts, Einschätzungen, Interviews und Hintergrundberichten Rechnung, um die Fragen zu beantworten, die sich nun ganze Welt stellt: Was will Recep Tayyip Erdogan? Und wohin steuert die Türkei? **Seite 14 bis 23**

Als Sven Michaelsen in New York Steven Spielberg zum Interview traf, sass ihm nicht nur der erfolgreichste Regisseur und Produzent der Filmgeschichte gegenüber. Der 69-jährige Amerikaner blickt auf eine Saubermann-Biografie zurück, wie es sie in Hollywood kaum ein zweites Mal gibt. «Wer mit mir Filme macht, weiss, dass sich der Drehplan nach meinen Bedürfnissen als Familienvater zu richten hat», sagt Spielberg, dessen Lebenstrauma die Scheidung seiner Eltern war. **Seite 52**

Manche Treffen sind schwieriger zu arrangieren als andere. Das Gespräch, das Wolfgang Koydl mit der pakistanisch-österreichischen Menschenrechtlerin Sabatina James suchte, erforderte ein paar Absprachen, die eines Geheimdienstes würdig gewesen wären. Da James von radikalen Islamisten mit dem Tod bedroht wird,

lebt sie an einem geheimen Ort. Zweimal wurde der Termin verschoben; erst beim dritten Mal wurde ein Treffpunkt vereinbart: ein gesichtsloses Hotel in Zürich. **Seite 38**

Betritt man das Haus, in dem Vero Kern wohnt, ist er schon da, ganz leicht: der erstaunlich gute Duft. Die 76-Jährige gehört zu den erfolgreichsten Parfümeurinnen der Schweiz, obwohl sie sich erst mit 54 Jahren selbständig machte. Arbeiten tut sie nach wie vor im Keller ihrer Wohnung. Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher hat sie dort getroffen und mehr über das ungewöhnliche Leben der Zürcherin und ihren exzentrischen Beruf erfahren. Das Besondere bei Kern ist, dass sie wie vor hundert Jahren arbeitet, als Parfüms noch nicht synthetisch im Chemielabor hergestellt wurden. Kern setzt vor allem auf Natur-



Autorin Schumacher (l.), Parfümeurin Kern.

essenzen und verwendet nur wenig Synthetik. So entstehen komplexe Düfte für Frauen mit Charakter. **Seite 48**

Als Korrespondent in Brasilien für den *Spiegel* hat Matthias Matussek, nach eigenem Bekunden, die «schönsten Jahre meines Berufslebens» verbracht – und er war unter anderem Büro-Chef in New York und in London. Sein Rio hat sich verändert, sagt er: Die Copacabana verfügt jetzt über hygienische Toiletten, Ordnungsleute verhängen Bussgelder bis zu fünfzig Franken für eine weggeworfene Zigarette, und die Kioske an der Copacabana sind Minirestaurants. Aber wer noch über seine Sinne verfügt, wird von der wilden und naturnahen Schönheitswucht der Stadt und ihrer Menschen einfach überwältigt, und man lässt sich gern überwältigen. **Seite 40**

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

FLUSSREISEN IN IHRER SCHÖNSTEN FORM.

Modernste Flotte und
grosse Kabinen



MAIN, RHEIN UND MOSEL

Die perfekte Fluss-Kombination mit der MS EMERALD SUN 🌞 🌿 🍷 🍷 🍷

8 Tage

ab CHF 1090.-
pro Person

Pluspunkte

2015 erbautes, modernes Schiff mit grossen Kabinen
Erstklassige Gastronomie und grosszügiges Raumgefühl

1. Tag: Anreise Würzburg. Anreise mit dem Eurobus Comfort- oder Deluxe-Bus. Einschiffung.

2. Tag: Würzburg – Wertheim. Stadtführung Würzburg (*). Freier Aufenthalt am Nachmittag. Abends gemütliche Flussfahrt auf dem Main.

3. Tag: Wertheim – Miltenberg – Frankfurt. Weindegustation bei einem Winzer (*). Führung durch das mittelalterliche Miltenberg (*).

4. Tag: Frankfurt – Rudesheim. Stadtrundfahrt und Spaziergang durch Frankfurts Altstadt (*). Beobachten Sie am Nachmittag die herrliche Landschaft mit den kleinen Winzerdörfern und Weinbergen.

5. Tag: Rudesheim – Koblenz. Freier Aufenthalt in Rudesheim. Am Nachmittag Fahrt auf dem „romantischen Rhein“. Abends Nachtwächterführung durch Koblenz (*).

6. Tag: Koblenz – Cochem – Bernkastel. Geführter Spaziergang in Cochem mit einer Weinprobe (*).

7. Tag: Bernkastel – Trier. Stadtführung in Bernkastel (*). Nachmittags Fahrt durch die schöne Mosellandschaft.

8. Tag: Trier, Rückfahrt. Vor der Rückreise, zeigt Ihnen ein Führer die Sehenswürdigkeiten Triers (*).

Ihr Flussschiff

2015 gebaut, bietet die EMERALD SUN edle Ausstattung, grosse Kabinen, zeitgenössisches Design und erstklassige Gastronomie, Panoramalounge mit Bar, Lift, Swimming Pool, Kino. Alle Kabinen sind Aussenkabinen und ausgestattet mit trennbaren Betten, Sessel mit Schreibtisch, Telefon, Minibar, Safe, Flachbildschirm, WiFi, Klimaanlage, Dusche/WC. Die Hauptdeck-Kabinen messen 15 m² mit nicht zu öffnenden Fenstern, die Mittel- und Oberdeckkabinen 16 m² mit Fenstern, die sich auf Knopfdruck öffnen lassen. Die Junior Suiten mit begehbarem Balkon messen 19 m², die Royal Suiten 29 m² und verfügen zusätzlich über einen eigenen Lounge-Bereich und einen verglasten begehbaren Balkon.

Zuschläge

Ausflugspaket mit 7 Ausflügen (*)	CHF	235.-
An-/Abreise im Deluxe-Bus	CHF	175.-
2-Bett-Kabine zur Alleinbenutzung	gratis bis CHF	895.-
Annulations- & Rückreisekostenversch.	ab CHF	59.-
Auftragspauschale	(max.40.-) CHF	20.-

Einsteigeorte

Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Pratteln **P**,
Ruswil **P**, St. Gallen, Windisch **P**, Winterthur, Zürich **P**

Preise pro Person in CHF

Kabine		Katalogpreis	Schnellbucher
HD: Kabine hinten	15 m ²	1365.-	1090.-
HD: Kabine	15 m ²	1940.-	1550.-
MD: hinten franz. Balkon	16 m ²	2250.-	1800.-
MD: franz. Balkon	16 m ²	2550.-	2040.-
OD: hinten franz. Balkon	16 m ²	2565.-	2050.-
OD: franz. Balkon	16 m ²	2790.-	2230.-
OD: Royal Suite, Balkon	29 m ²	4075.-	3260.-

HD Hauptdeck, MD Mitteldeck, OD Oberdeck

Leistungen

- An-/Rückreise im EUROBUS Comfort-Bus
- 7 Übernachtungen in der gebuchten Kabine
- Vollpension an Bord
- Frühaufsteher-Frühstück (Kaffee/Tee, Säfte, Gipfeli)
- Kaltes/warmes Frühstücksbuffet inkl. Getränke, Sekt
- Kaffee & Kuchen am Nachmittag, Mitternachtssnack
- Kapitänsdinner
- WiFi an Bord
- 24h Kaffee / Tee
- Kofferservice ab/bis Anleger
- Ein-/Ausschiffungs- und Hafengebühren

Reisedaten

29.09. – 06.10.16
06.10. – 13.10.16 *

*Diese Reise findet in umgekehrter Richtung von Trier nach Würzburg statt mit identischen Ausflügen.

Webcode dgwutr / dgtrwu

Flussreisen
vom Spezialisten.

056 461 64 64 oder
www.rivage-flussreisen.ch



Machtschlau

Markwalder, Trump, Erdogan und die Frage, warum die EU weniger ist als die Summe ihrer Teile. *Von Roger Köppel*

Das Schwierigste in der Politik ist die Übersicht. Das Bundeshaus ist ein surrender Bienenstock mit vielen Königinnen. Alles redet und schwirrt durcheinander, eine gewaltige Maschine wechselseitiger Ablenkung, die von unseren Staatsgründern aus Absicht so gebaut wurde, um die Politiker zu lähmen, sie zu verwirren, ihren Gestaltungsdrang im «rasenden Stillstand» zu bändigen. Endpunkt und Symbol des Betriebs ist der Bundesrat, jene genial konzipierte oberste Behörde mit sieben Mitgliedern, die dazu verdammt sind, sich in geschlossenen Räumen gegenseitig in Schach zu halten. In einem Staat, der auf der Selbstregierung der Bürger aufbaut, haben es Politiker schwer. Zum Glück. Ein Leitsatz gilt durch alle Berner Wirren: Die Schweiz muss unabhängig bleiben. Rückkoppelung der Politik an die Lebenswirklichkeit der Schweizer: Das ist das Erfolgsrezept. Alles andere ist zweitrangig.

Die dümmste Äusserung einer Schweizer Politikerin nach dem Brexit ist die Feststellung von Nationalratspräsidentin Christa Markwalder (FDP), die Schweiz solle der EU beitreten, falls keine Einigung mit der EU bei der Personenfreizügigkeit gelinge und die bilateralen Verträge wegfielen. Diese Botschaft der formell höchsten Schweizerin dürfte in Brüssel Glücksschübe auslösen, denn die Eurokraten werden sich jetzt erst recht ermutigt fühlen, die Verhandlungen mit der Schweiz platzen zu lassen, um das letzte unabhängige Land in Mitteleuropa in die europäische Zwangsgemeinschaft hineinzunötigen. Die EU braucht dringend neue Nettozahler, und Nationalrätin Markwalder schwächt die Verhandlungsposition der Schweiz nach dem Volksentscheid gegen die Personenfreizügigkeit. Die Frau, die gerne von «Respekt gegenüber den Institutionen» spricht, hat null Respekt vor der wichtigsten Schweizer Institution, dem Volkswillen.

Nein, ich glaube nicht, dass der türkische Präsident Erdogan ein zweiter Hitler ist. Selbst für den Fall, dass der Autokrat am Bosphorus im Überschlag der Putscherschlagung vom Grössenwahn befallen werden sollte: Die türkische Armee ist keine Wehrmacht, und den Staatschef treibt nicht die geistesranke Fantasie der Welteroberung, sondern allenfalls ein melancholischer Phan-



«Coole, sonnengebräunte Entspannung.»

tomschmerz angesichts des für immer zerronnenen Osmanenreichs. Für Erdogan gilt, was abgewandelt auch bei Putin stimmt: Die starken Männer aus dem Osten haben ein Anerkennungsdefizit. Die Welt nimmt sie nicht so ernst wie sie sich selbst, und beide sehnen sich mit ihren Völkern danach, vom Westen respektiert zu werden. Die Stärke Erdogans ist vor allem die niederschmetternde Schwäche der EU, die weniger ist als die Summe ihrer Einzelteile. Dass Brüssel den türkischen Präsidenten zum Gralshüter der europäischen Grenzen und zum Schleusenwart der illegalen Völkerwanderungen machte, ist ein Beleg für die institutionelle Selbstaflösung der Union. Erdogan ist ein machtschlaues Schlitzohr, dem

man eine gewisse professionelle Bewunderung nicht verweigern kann. Bei seiner ersten Pressekonferenz nach dem seltsamen Putsch auf dem Atatürk-Flughafen demonstrierte der angeblich eben erst dem Tod Entronnene coole, sonnengebräunte Entspannung, so als ob er die verzweifelten Aufständler gerade absichtsvoll ins Messer habe laufen lassen.

Die USA erleben einen Wahlkampf, wie es ihn schon lange nicht mehr gab, mit einem republikanischen Spitzenkandidaten, der selber etwas überrascht zu sein scheint, dass er trotz seiner zahllosen kalkulierten Entgleisungen, mit denen er früher längst gestrandet wäre, immer noch und erst recht das Feld auf seiner Seite anführt. Bei allem Verständnis für die berserkerhafte Wucht, mit der sich Trump zum amerikanischen Winkelried gegen die Political Correctness aufschwingt, löst sein erfolgreiches Ego-Projekt doch auch Bestürzung aus: Schon lange hatten wir es nicht mehr mit einem möglichen US-Präsidenten zu tun, der es sich zum erklärten Ziel gesetzt hat, die Vereinigten Staaten «gieriger zu machen, zu nehmen, zu nehmen und zu nehmen», also die nationale Egozentrik mit brutaler Unverblümtheit in den Mittelpunkt zu stellen. Vielleicht, so die Hoffnung, ist Trump einfach nur ehrlicher als seine potenziellen Amtsvorgänger, die das Gleiche mit schöneren Worten ins Werk setzten.

Letzte Woche war ich auf Einladung des LFDP-Regierungsrats Pierre Maudet in Genf. Der aufstrebende Politstar aus der Westschweiz zeigte mir nicht nur die beeindruckenden Forschungseinrichtungen des Campus Biotech, den die Unternehmer Ernesto Bertarelli und Hansjörg Wyss lanciert haben. Ich hatte auch Gelegenheit, mit Grenzwächtern über die Sicherheitslage zu sprechen. Ein Beamter zeigte mir anhand einer Landkarte mit vielen weissen Punkten, wie viele Zollhäuschen einst zwischen der Schweiz und Frankreich gestanden hatten. Nur die wenigsten davon werden heute regelmässig bedient, früher waren es alle. Ich fragte den Beamten, ob wir theoretisch noch immer in der Lage wären, alle Zollstellen mit Grenzwächtern zu bemannen. Er verneinte, es seien nur noch summarische Kontrollen möglich. Ich fragte, ob man ihm denn das Personal so stark zusammengestrichen habe nach der Öffnung der Schweizer Grenze durch den Schengen-Beitritt. Er schaute mich ganz verwundert an: «Mais non, Monsieur, wir haben heute mehr Personal als damals.» Mehr Grenzwächter und weniger Grenzkontrollen: Auch das kommt heraus, wenn die Schweiz sich an die EU bindet.

Seit der Erfindung von Twitter fällt mir auf, dass es weniger Kritzeleien an öffentlichen Toilettenwänden gibt. Das ist Fortschritt. Ein neues Medium löst ein altes ab.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



«Ein Leben für ein Leben»: Louis Begley. Seite 56



Die Krise kann warten: Rio de Janeiro. Seite 40



Monsieur Big Data: Alain Berset. Seite 32



Freiheit oder Familie: Sabatina James. Seite 38

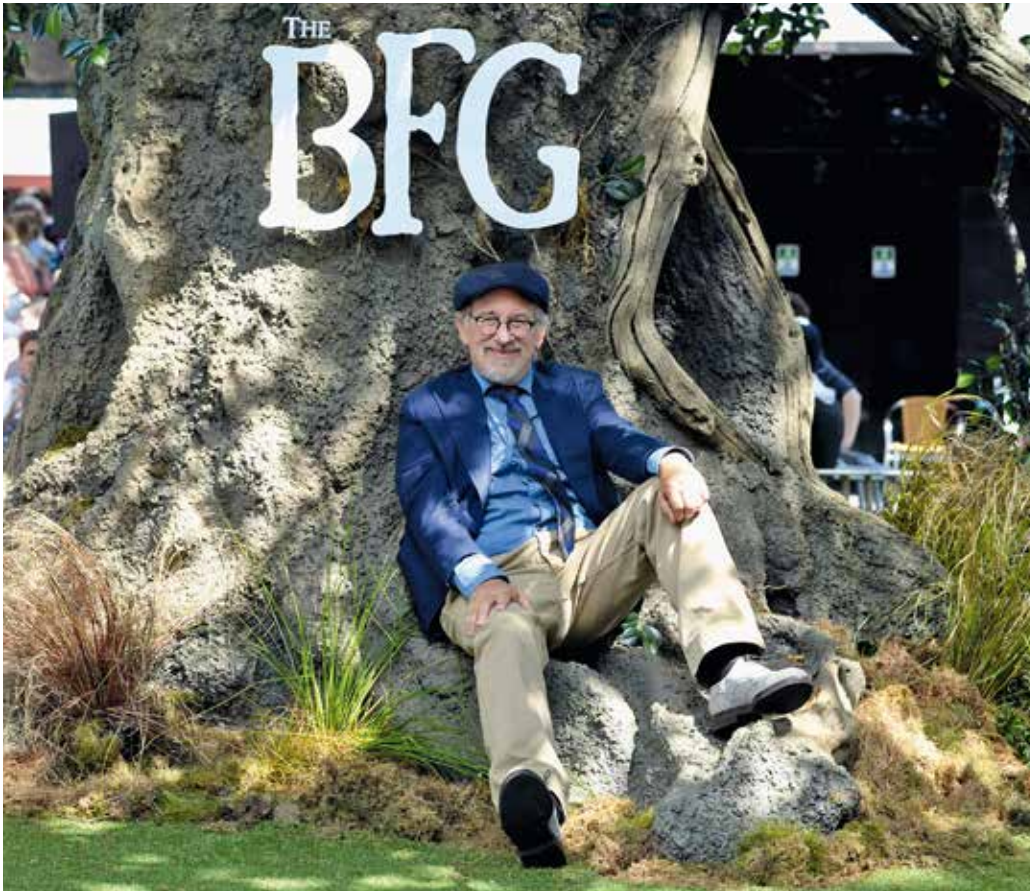
Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Republikaner, die keine mehr sind
- 9 **Im Auge** Susan Wojcicki, Chefin von YouTube
- 10 **Migration** Der Neid der Verlierer
- 11 **Anschläge** Solo-Dschihadisten
- 12 **Personenkontrolle** Tschäppät, Cancellara, Meyer, Ringier, Schröder, Winter, Merkel, Sarrazin, Aebischer etc.
- 13 **Nachruf** Achille Casanova
- 14 **Der Staat bin ich**
Erdogans Macht nach dem gescheiterten Putsch
- 16 **Politiker** Erdogans Intimfeind Fethullah Gülen
- 17 **Geopolitik** Die Schlüsselrolle der Türkei
- 18 **«Wie Stalins Armee nach den Liquidationen»**
Denkmuster einer Epoche, die jetzt endet
- 20 **Staatsstreich** Operetten-Putsch
- 21 **Nationen** Die Türkei und das Schweizerische Zivilgesetzbuch
- 22 **Übervater der Nation**
Wie Atatürk die Türkei modernisierte
- 24 **Die Deutschen** Ein Unfall
- 24 **Wirtschaft** Das Motto der Faulen
- 25 **Ausland** Der vergiftete Kelch
- 26 **Mörgeli** Rechter Glaube, falscher Glaube
- 26 **Bodenmann** Verkehrstote pro Tag: 40-mal Nizza

- 27 **Medien** Das Ende des Extras
- 27 **Gesellschaft** Träge Herzen
- 28 **Darf man das?** / Leserbriefe

Hintergrund

- 30 **Robin Hood im Rückwärtsgang**
Analyse der EU-Forschungsförderung von «Horizon 2020»
- 32 **Furcht vor der Datenkrake**
Die Datensammlung des Bundesamts für Gesundheit
- 34 **Wie Islamisten die Schweiz unterwandern**
Die Netzwerke des politischen Islam durch die Golfstaaten
- 35 **Extremismus** Die Ziele von Salafisten und Muslimbrüdern
- 36 **Justiz** Mutmasslicher Terrorist kommt frei
- 37 **Kriminalität** Der Fall Samir H.
- 38 **Eiserner Schmetterling**
Sabatina James kämpft für gedemütigte Musliminnen
- 40 **Der Zauber lebt weiter**
Wie steht es um Brasilien kurz vor den Olympischen Spielen
- 44 **Entscheidung in Havanna**
Die kolumbianische Farc-Guerilla gewinnt an Einfluss
- 47 **Südamerika** Die Schweiz und der umstrittene Friedensdeal
- 48 **Eau des Grandes Dames**
Vero Kern, erfolgreiche Schweizer Parfümeurin



«Du bist, was du tust»: Filmemacher Spielberg. Seite 52

Interview

52 «Vietnam hat mich nie interessiert»

Steven Spielberg, der erfolgreichste Regisseur der Geschichte, bringt in diesen Tagen seinen neuen Film «The BFG» in die Kinos

Stil & Kultur

50 Ikone der Woche Melania Trump

56 Es gibt keine Moral, nirgends

Louis Begleys neuer Roman «Ein Leben für ein Leben»

58 Neues über das berühmteste Ohr der Welt

Vermeintliche «Sensationen» über den Maler Vincent van Gogh

60 Top 10

60 Kino «Toni Erdmann»

61 Jazz João Gilberto & Stan Getz

62 Namen Sauberes Auto, sauberes Hemd

63 Hochzeit Viktor Neichel und Pamela Marra

63 Thiel Rache

64 Wein Tasca Conti d'Almerita: Regaleali Le Rose 2015

64 Zu Tisch Champagne Ruinart Blanc de Blancs und Ruinart Rosé Brut

65 Velo E-Bike TDS Delight Shimano Steps

66 MvH trifft Lisa Simone, Musikerin und Schauspielerin

Autoren in dieser Ausgabe

Saïda Keller-Messahli



Die Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam wurde 1957 in eine muslimische Grossfamilie in Tunesien geboren. Sie deckt auf,

wer die Unterstützer des Museums der islamischen Kulturen sind, das kürzlich in La Chaux-de-Fonds eröffnet wurde. Seite 34

Norman Stone



Der britische Historiker lehrte als Professor für Moderne Geschichte an der Universität Oxford. Seit 1997 unterrichtet er an türkischen

Universitäten, zunächst in Ankara und seit 2005 in Istanbul. Er schreibt über die Bedeutung von Atatürk, den Begründer der modernen Türkei. Seite 22

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCHEN

DIE  **WELTWOCH**

Vielfalt, die begeistert.

Grosse Sonderausgabe zum 1. August

Hans-Rudolf Merz
Ursula Meier
Claude Longchamp
Gerhard Schwarz
Joël Dicker
Vreni Giger
Paul Nizon
Marco Grob
Hanspeter Latour
Mozart
u.v.a.m.

Ab
28. Juli am
Kiosk!



Cover: Ugo Rondinone

Einzelhefte oder Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/abo

Republikaner, die keine mehr sind

Von Ansgar Graw — Donald Trump wird der republikanischen Partei nicht zu neuem Schub verhelfen. Der Grand Old Party täte es gut, wenn sie im November scheitern und sich neu aufstellen würde.



Krönungsmesse: Trump (r.), Vize-Kandidat Pence.

Parteien müssen Paralleluniversen sein, weil ihre Anhänger zu vielen programmatischen Fixsternen eine so grosse Distanz haben, dass ein Abgleich mit der Realwelt desillusionierend wäre.

In Cleveland sind derzeit gleich zwei Paralleluniversen zu besichtigen, die sich, ungeachtet des Appells nach der «Geschlossenheit der Partei», leidenschaftlich befenden: Die National Convention der Republikaner ist aus Sicht des einen Universums die verdiente Krönungsmesse für Donald Trump, die Lichtgestalt im vom Untergang bedrohten Amerika. Nach Wahrnehmung des anderen Lagers, angeführt vom Texaner Ted Cruz, negiert Trumps Nominierung alle republikanischen Werte. Die Chancen, dass diese zerrissene Partei im November das Böse schlechthin besiegen wird, und das ist aus Sicht beider Paralleluniversen Hillary Clinton, sind minimal.

Dementsprechend dominiert in der Quicken Loans Arena die Skepsis. Da ist Barbara aus Wisconsin, die zunächst «für einen anderen Bewerber war», aber nun tapfer betont, «dass die Basis entschieden hat». Da ist der sehr junge Mann aus Virginia, der Trump «völlig» unterstützt, aber über seine Motivation lieber nicht reden möchte. Zwei Damen aus Georgia waren «immer für Trump», doch neben ihnen am Imbissstand stehen kopfschüttelnd zwei

Delegierte aus Florida: «Trump, das ist keiner von uns.»

Dass Cleveland zu einer Convention wurde, wie es noch keine gab, sollte man gleichwohl nicht dem demokratisch bestätigten Kandidaten anlasten. Trump hat sich immerhin durchgesetzt gegen ein gutes Dutzend Rivalen, und er hat gegen den klaren Willen der Parteiführung die Basis überzeugt. Dass dies möglich war, zeigt die Entrücktheit des republikanischen Establishments von den Sorgen ihrer Wähler.

Die Grand Old Party stand lange für das auf Eigeninitiative plus starkes Militär vertrauende, gegenüber «big government» skeptische und durch weltweiten Handel mächtig gewordene Amerika. Aber diese einst so mutige Nation hat sich von der Angst entführen lassen. Angst vor Mexiko und China und Freihandel. Angst vor islamistischem Terror und radikalisierten Schwarzen der «Black Lives Matter»-Bewegung. Speziell bei der Klientel der Republikaner kommt die Angst vor der Demografie und vor Minderheiten hinzu, die in der Summe eines nicht zu fernen Tages die Mehrheit stellen werden.

Die Ironie des Aufstiegs von Trump in dieser Partei liegt darin, dass er auf das Heilmittel des «big government» setzt, das gerade bei Republikanern verpönt war. Die Regierung ist nicht mehr länger das Problem, sondern sie ist die Lösung – falls sie die Mauer nach Mexiko baut, die Illegalen identifiziert und deportiert, Muslime in irgendeiner Form kenntlich macht und an der Einreise hindert. Der Freihandel, einst republikanische Domäne, wird von Trump mindestens so böseartig verteufelt wie von Bernie Sanders, dem «demokratischen Sozialisten».

Man kann darüber streiten, wie amerikanisch die Amerikaner noch sind. Aber die Republikaner sind keine Republikaner mehr. Sie sind kraftlos und auf Untergangsszenarien fokussiert. Ihnen wird es darum guttun, wenn sie im November scheitern, sich möglicherweise spalten und neu aufstellen. Die Demokraten dürften das Weisse Haus verteidigen. Doch Modernisierungsimpulse sind von einer Präsidentin Clinton (wir lassen uns gern widerlegen!) kaum zu erwarten. Sollte die Grand Old Party sich bis 2020 erneuert haben, wäre dann der Zeitpunkt, den Wähler über die Zukunft der USA entscheiden zu lassen. Nach Trump, ohne Trump.

Ansgar Graw ist seit 2009 Korrespondent für die *Welt* und die *Welt am Sonntag* in Washington D. C.

Mutter der Wundertüte



Susan Wojcicki, Chefin von YouTube.

Die Anekdote wird sie nie mehr los: Susan Wojcicki ist legendär als die Hausmutter, die 1998 den Google-Nerds Larry Page und Sergey Brin für 1700 Dollar monatlich die Garage plus drei Zimmer in Menlo Park im Silicon Valley vermietete. Dann liess sie sich, im vierten Monat schwanger, selber von der Firma als Nr. 16 in der Angestelltenkartei anheuern. Zuvor hatte sie drei Uni-Abschlüsse gemacht und war als Fotografin durch Indien getrampt. Jetzt ist sie fünffache Mom und immer noch bei Google, seit 2014 als Chefin des globalen Videoladens Youtube. Sie war vor zehn Jahren die treibende Kraft hinter dem irrwitzigen 1,65-Milliarden-Dollar-Kauf der winzigen Start-up-Bude. Heute ist Youtube der marktbeherrschende Basar im Netz. Zwar verschwindet der Gewinnausweis in den riesigen Google-Überschüssen, aber mit einer Milliarde Nutzern pro Monat ist Youtube die Nummer eins des Self-Service-Unterhaltungsgeschäfts für junge Menschen geworden und Susan Wojcicki, 48, die Prophetin.

Jeden Abend um sechs verlässt sie den Google-Sitz in San Bruno, wo der Lärm des Flughafens San Francisco rauscht, und wird eine ganz amerikanische Familienmutter. In der Zeit bis neun Uhr kümmern «die mächtigste Frau des Internet» (*Time*) kein Bildschirm und kein Telefon. Sie glaubt, die Doppelaufgabe habe sie «zu einer besseren Mutter gemacht» und die Beschäftigung mit den Kindern (im Alter von zwei bis siebzehn) eröffne ihr im Job immer wieder neue Perspektiven. Jüngste Erhebungen belegen, dass in den USA das Fernsehen zehn Prozent an Publikum eingebüsst hat, die Klientel von Youtube aber innert eines Jahres sprunghaft um 44 Prozent zulegte. Die Wundertüte Youtube, lange belächelt als die Plattform für Katzenvideos, hat immerhin schon die CD-Musikindustrie in die Knie gezwungen. Eigene Streaming-Produktionen sollen nach Susan Wojcickis Plänen die Zuschauer und damit die Werbung vom Fernsehen zu Youtube hinüberziehen. Auch der grosse Sportzirkus könnte früher oder später das Medium wechseln. Und alles wegen dieser Garage. *Peter Hartmann*

Der Neid der Verlierer

Von Alex Baur — Donald Trump hat recht: Die Zuwanderung von Muslimen in den Westen muss radikal begrenzt werden. Der Terror ist auch ein Produkt von unlöslichen sozialen Spannungen.



Hass gegen das Abendland: Terror-Tatort in Nizza.

Das Blut auf der Strandpromenade von Nizza war kaum getrocknet, als Marine Le Pen den Rücktritt der gesamten Regierung Hollande forderte. Mit ihrer Kritik am Sicherheitsapparat war die Anführerin des nationalkonservativen Front national für einmal nicht allein. Das Blutbad wäre «nicht möglich gewesen, wenn alle Massnahmen ergriffen worden wären», wettete der sonst als besonnen geltende republikanische Spitzenpolitiker Alain Juppé. Andere forderten das Notrecht, die Ausrufung des Belagerungszustandes, ja gar Raketenwerfer für die Polizei.

Tatsächlich verraten die verbalen Kraftmeiereien im französischen Vorwahlkampf nicht mehr als Hilflosigkeit. Das Massaker von Nizza zeigt exemplarisch, was man bei früheren ähnlichen Attentaten in Frankreich schon erkennen konnte: Gegen einen zu allem entschlossenen Massenmörder, der mit einem Lastwagen in die

Menschenmenge rast, ist jede Polizei der Welt machtlos. Es sei denn, man wolle alle Lastwagen und öffentlichen Feste abschaffen. Und wenn dann einer auf die Idee kommt, in einem vollbesetzten Restaurant eine Gasflasche in die Luft zu sprengen – wird man dann alle Restaurants schliessen und alle Gasflaschen verbieten?

Der wunde Punkt

Der sozialistische Premierminister Manuel Valls hat leider recht, wenn er sagt: «Frankreich wird mit dem Terrorismus leben müssen.» Nun weiss zwar jeder, wer die Terroristen sind: junge muslimische Zuwanderer, zumeist der zweiten Generation. Das Naheliegende wagt trotzdem keiner laut zu sagen: «Wir müssen diese Zuwanderung stoppen.» Ausser Donald Trump, im fernen Amerika.

Nun befindet sich auch Trump im Wahlkampf, seine Forderung nach einem «vorläu-

figen» Einreiseverbot für sämtliche Muslime lässt sich in dieser Radikalität kaum umsetzen. Trotzdem trifft sie den wunden Punkt.

Trumps Radikalforderung entstand unter dem Eindruck des Massakers von San Bernardino im letzten Dezember (vierzehn Tote) sowie der Ankündigung von Präsident Obama, 10 000 Kriegsvertriebene aus Syrien in die USA zu holen. Und darüber sollte man auch in Europa offen diskutieren: So nobel die humanitäre Haltung gegenüber echten oder auch unechten Flüchtlingen erscheinen mag, wir handeln uns damit eine soziale Zeitbombe ein. Dazu gilt es vorweg drei Mythen zu korrigieren:

Mythos 1 — Hinter dem Terror in den USA und in Europa stehen keine hierarchisch straff organisierten Strukturen. Das war einmal so, die Realität ist heute fataler. Ob in Orlando, Brüssel, Toulouse, Paris oder jetzt in Nizza – es mordeten Einzeltäter oder kleine Gruppen, die sich wohl in einschlägigen Zirkeln und Foren ideologisch gerüstet haben mögen. Doch ihre sadis-

Die karitative Gabe zementiert das Gefühl der Demütigung und Unterlegenheit.

tischen Hassorgien haben sie nach heutigem Wissen in Eigenregie geplant und ausgeführt.

Mythos 2 — Der islamistische Terror ist keine Folge fehlender Integrationsbemühungen. Die meisten Attentäter sind äusserlich (Sprache, Schule) bestens integrierte Secondos, keiner lebte in Armut. Gerade Frankreich und Belgien verfügen über ein ausgebautes Sozialwesen. Die jungen Männer hatten die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg, doch sie wussten diesen nicht zu nutzen. Es lag allein an ihnen.

Mythos 3 — Der Hass auf das christlich-jüdische Abendland ist nicht allein im Koran begründet. Tatsächlich finden sich auch in der Bibel oder in der Thora gewalttätige Passagen. Der wesentliche Unterschied liegt in der Aufklärung, welche die islamische Welt schlicht verpasst hat. Das macht ein Zusammenleben schwierig. Aufklärung bedeutet: Eigenverantwortung statt göttliche Vorbestimmung, Trennung von Religion und Staat, Wettbewerb statt Pfründe, Demokratie statt Feudalherrschaft. Die Aufklärung war der Schlüssel zur wissenschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Übermacht des Abendlandes. Kemal Atatürk erkannte das Problem und verordnete seinem Land 1924 die Aufklärung gleichsam per Dekret. Doch was in den Köpfen und Herzen der Menschen vorgeht, lässt sich nicht von oben verordnen, wie die Türkei 92 Jahre später schmerzlich feststellen muss.

Hinter dem islamistischen Hass gegen das Abendland verbirgt sich viel Neid. Es ist die un-

heilbare und unheilvolle Missgunst des ewig Unterlegenen gegenüber dem ewigen Sieger. Neid ist eine archaische Macht, die man ständig unterschätzt, weil sie kaum fassbar ist, keiner stellt ihn offen zur Schau. Und man soll sich nicht der Illusion hingeben, grosszügige Geschenke würden die Missgunst mildern. Im Gegenteil, die karitative Gabe zementiert das Gefühl der Demütigung und Unterlegenheit.

Donald Trump begründete das «vorläufige» Einreiseverbot, das er später in einen «Immigrationsstop» für gewisse islamische Länder abmilderte, mit der hohen Zustimmung zur Scharia (51 Prozent) und zum Dschihad gegen das Abendland (25 Prozent) unter Muslimen in den USA. Solche Umfragen sind mit Vorsicht zu geniessen, doch sie geben einen deutlichen Hinweis auf Ressentiments und Ablehnung westlicher Werte. Wie schwer sich muslimische Zuwanderer eingliedern lassen, zeigt ein Blick auf ihre exorbitant hohen Sozialhilfequoten in der Schweiz. Klassischerweise leben auch die Islamisten, nicht selten Secondos oder Flüchtlinge, von der Fürsorge («Staatlich geförderte Radikalisierung», *Weltwoche* Nr. 19/16).

Gewiss, die Mörder sind eine Minderheit im Heer der Immigranten. Einige sind Psychopathen, denen der Islam nur als Vorwand dient, ihre sadistischen Fantasien auszuleben und in ihrer perversen Logik möglichst viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und selbst wenn sie im Einzelnen schreckliche Tragödien anrichten, sind sie, zumindest heute noch, keine existenzielle Bedrohung für unsere Gesellschaft. Israel lebt seit Jahrzehnten mit der Plage des Terrorismus, man bekämpft ihn mit allen Mitteln, wissend, dass es totale Sicherheit nicht gibt.

Die Anschläge sind eine klare Warnung: Eine oberflächliche Integration garantiert noch lange keinen sozialen Frieden. Was Trump fordert, ist letztlich nichts anderes als eine Migrationspolitik, die sich strikte an den Interessen des Gastlandes orientiert. In den erfolgreichen Einwanderungsländern (Nord- und Südamerika, Australien) gilt das Prinzip der Assimilation. Das Erste, was jedes Kind zwischen Feuerland und Alaska in der Schule lernt, ist die Nationalhymne. Die Einwanderungsländer in Übersee haben über die Jahrhunderte gelernt, die Immigration zum eigenen Vorteil zu regulieren. Wer sich nicht anpasst, ist schnell wieder draussen. Voraussetzung war stets ein Wachstum, das den Neuzuzüglern Chancen zum sozialen Aufstieg bietet. Ein solches ist in Europa schon lange nicht mehr vorhanden. Es lässt sich durch kein Sozialprogramm ersetzen.

Die islamische Migration nach Europa ist eine soziale Zeitbombe, Frustrationen, Neid und Hass sind programmiert. Das sollten wir im Kopf haben, bevor wir die Herzen und Arme zum multikulturellen humanitären Willkommensgruss öffnen. Ob wir Trump und seine grobschlächtige Art mögen oder nicht – in diesem Punkt hat er leider völlig recht.

Anschläge

Solo-Dschihadisten

Von Pierre Heumann — Heiliger Krieg als Jekami: Eine neue Generation von Terroristen sorgt weltweit für Tod und Horror.



«Führungsloser Widerstand»: Islamist al-Suri.

Ob in Würzburg, Nizza, Orlando, Jerusalem oder in Boston: «Solo-Dschihadisten» frönen dem Heiligen Krieg auf eigene Faust. Anders als früher unterwerfen sie sich nicht mehr einer Organisation wie al-Qaida, der Hamas oder dem Islamischen Staat. Sie warten keine Befehle aus den Terrorzentralen im Mittleren Osten ab, bevor sie die Blutspur legen.

Vordenker dieser Terrorstrategie ist Mustafa Setmariam Nasar, besser bekannt unter seinem Nom de Guerre Abu Musab al-Suri. Er hat die Dschihadistenwelt auf eine neue Grundlage gestellt. Was al-Suri im letzten Jahrzehnt predigte, setzen seine Jünger jetzt in die Tat um.

In seinem einflussreichen Opus «Der Aufruf zum globalen islamischen Widerstand» (*The Global Islamic Resistance Call*) forderte er auf 1600 Seiten die Dezentralisierung des Dschihad.

Das war – vor elf Jahren, als al-Suri sein Werk ins Internet stellte – eine unmissverständliche Kampfansage an al-Qaida, die damals den Dschihad dominierte. Die Organisation von Al-Qaida-Chef Osama Bin Laden sei zum Scheitern verurteilt, warnte al-Suri, weil die hierarchischen Strukturen al-Qaida angreifbar gemacht hätten. Der Heilige Krieg solle zu einem Massenphänomen werden, das von lokalen Zellen getragen werde – ein Jekami

gewaltbereiter Islamisten. Nicht eine Kommandozentrale habe die Dschihadisten zusammenzuhalten, sondern ausschliesslich der Glaube an den Koran. Al-Suri erwähnt namentlich die Sure «Die Beute», in der es heisst: «In die Herzen der Ungläubigen werde ich Terror werfen. Trefft (sie) oberhalb des Nackens (also enthauptet sie) und schlagt ihnen jeden Finger ab!»

Den Feind überall mürbe machen

Al-Suri, 1958 im syrischen Aleppo auf die Welt gekommen, studierte Ingenieurwissenschaften an der Universität seiner Geburtsstadt, was ihn später dazu befähigen sollte, an einem Handbuch über Explosionstechniken mitzuarbeiten. Radikaliert wurde er 1982 nach dem Massaker von Hama, dem syrischen Zentrum der Muslimbrüder. Dort hatte der syrische Herrscher Hafis al-Assad 20 000 bis 30 000 Islamisten umbringen lassen, weil er einen Putsch der Islamisten gegen sein Regime befürchtete. Al-Suri, der sich nach seiner Studentenzeit den Muslimbrüdern angeschlossen hatte, setzte sich schockiert nach Spanien ab, wo er später die Staatsbürgerschaft erhielt. Statt sich aber in seiner neuen Heimat zu integrieren, beschäftigte er sich mit Hass. Er wird verdächtigt, die Attentate auf Züge in Madrid und auf die Metro in Paris und London mitorganisiert zu haben, ebenso die Angriffe gegen Amerika vom 11. September 2011 – stets im Auftrag von al-Qaida, von der er sich aber in der Folge distanzierte.

Der von al-Suri stattdessen propagierte «führungslose Widerstand» von Individuen oder von kleinen autonomen Gruppen hat das Ziel, den Feind überall auf der Welt mürbe zu machen, bis der Islam in allen Staaten erfolgreich die Macht übernehmen kann. Al-Suris dezentrale Strategie wurde von al-Qaida übernommen, und auch der IS propagiert inzwischen den individuellen Dschihadismus. Wobei «individuell» nicht bedeutet, dass Terroristen als Einzelmasken handeln. Die Mehrheit der als «einsame Wölfe» bezeichneten Terroristen weihen Freunde oder Verwandte in ihre Pläne ein oder kündigen sie mitunter im Internet an, manchmal sogar in Briefen an Zeitungen – das hat eine Studie der Indiana State University ergeben. Zumal die Preisgabe von Terrorgeheimnissen nicht im Widerspruch zu al-Suris Solo-Strategie steht.

Personenkontrolle

Tschäppät, Cancellara, Meyer, Ringier, Schröder, Winter, Merkel, Sarrazin, Aebischer, Portmann, Grünenfelder, Funicello, Fontana, Nay, Trossmann, May

Letzter Vorhang für **Alexander Tschäppät**, SP-Fürst und Stadtpräsident mit Hang zur Selbstdarstellung. Bei der Tour de France, die zu Beginn der Woche in der Bundesstadt einen Zwischenhalt einlegte, gab nicht nur Radkünstler **Fabian Cancellara** seinen Abschied, es war wohl auch der letzte grosse Auftritt von Tschäppät nach zwölf Jahren an der Spitze der Stadt Bern. Ende Jahr geht er in den Ruhestand, und die Tour in Bern ist so etwas wie ein letztes Denkmal, das er sich in bester bernisch-patrizischer SP-Tradition selber setzt. Bereits Stunden vor der Ankunft des Tour-Trosses tigerte der SP-Fürst mit Zigarre im Mund im Zielgelände herum und flötete in alle offenen Mikrofone Banalitäten wie: «Das fägt!» Dann verdrängten die Giganten der Landstrasse den Giganten der Apéros. Tschäppäts letzte Selbstinszenierung wird die Stadt Bern Hunderttausende Franken kosten, und das *fägt* etwas weniger. (hmo)

Frank A. Meyer, bekennender Linker und Chefpublizist bei **Michael Ringier**, hat sich seit seinem Umzug nach Berlin zum Salonlöwen entwickelt. Bald zählte zu seinem Freundeskreis der damalige Bundeskanzler **Gerhard Schröder** (SPD), den er später in den Ringier-Verwaltungsrat holte. Jüngst überraschte Meyer mit erstaunlichen Aussagen in einem Video-Interview mit dem Journalisten **Achim Winter**. Darin feuerte er eine Breitseite gegen Deutschlands tabubehaftete Demokratie. Diese sei ein reiner «Diskurs in der Wolke», beschränkt auf den «Demokratiepark von Berlin», in dem jedem sein Plätzchen zugewiesen sei. «Wer ausbricht, ist gleich ein Extremist», klagt Meyer und empört sich: «Haben die noch alle?» Die AfD bezeichnet er als «Partei Gründung der grossen sozialdemokratischen Koalition von CDU und SPD». Merks Entscheidung, die Grenzen zu öffnen, geisselt Meyer als «fatalen Fehler». Allgemein wundert er sich über das Versagen der Sozialdemokratie. Diese sei «von Sinnen» und «vom Weg abgekommen». Solch klare Einsichten kennt man sonst nur von **Thilo Sarrazin**, einem ehemaligen SPD-Politiker und heutigen *Weltwoche*-Kolumnisten. (fsc)

Begriffsverwirrung auf Tele Züri. In einer Talkshow ging es um den Aufruf des Gemeinderats von Rekingen AG, keine Wohnungen mehr an



Paintball-Krise: Juso-Chefin Funicello.



Klare Einsichten: Ringier-Publizist Meyer.



Traumfabrik: Avenir-Suisse-Chef Grünenfelder.



Unklare Worte: FDP-Nationalrat Portmann.



Besondere Vorzüge: britische Premier May.

Asylanten zu vermieten. Die Gemeinde fürchtet, wegen Sozialhilfezahlungen pleitezugehen. Die Nationalräte **Matthias Aebischer** (SP) und **Hans-Peter Portmann** (FDP) wiegelten ab. «Man weiss nicht, ob es aus den Flüchtlingen später Arbeitslose gibt», so Portmann. Aebischer konstatierte, «dass es viele Arbeitslose unter den aufgenommenen Flüchtlingen hat». Er rief aber dazu auf, ihnen Jobs anzubieten, «damit sich der Prozentsatz der arbeitslosen Flüchtlinge verringert». Zur Klärung: Arbeitslose sind Personen, die ihren Job verloren haben und einen neuen suchen. Sie sind arbeitsfähig und vermittelbar. Die meisten Flüchtlinge aber haben nie gearbeitet und sind oft nicht vermittelbar. Sie beziehen darum auch nicht Arbeitslosengeld, sondern liegen den Steuerzahlern auf der Tasche. (are)

Wenn der neue Avenir-Suisse-Direktor **Peter Grünenfelder** (FDP) ein Interview gibt, darf darin das Wort «Vordenker» nicht fehlen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, schliesslich definiert sich Avenir Suisse ja als «Denkfabrik» oder «Think-Tank». Den Lesern zu denken gibt

indes eine Antwort, die Grünenfelder kürzlich dem *Migros-Magazin* gab: «Zweitwichtigster Markt neben Europa sind die USA – mit beiden Ländern haben wir derzeit eine unsichere Handelsbeziehung». Die EU, ein Land? Hier nimmt Grünenfelder den vor allem in Brüssel geträumten Traum von den «Vereinigten Staaten von Europa» vorweg. Merke: Wer zu weit vorausdenkt, der kann sich auf den ungewissen Pfaden der Zukunft auch einmal verirren. (fsc)

«Wir sind kein Förderklub der SP!», trötzelte kürzlich die neu gewählte Juso-Präsidentin **Tamara Funicello** im *Langenthaler Tagblatt* – und lieferte damit einen Beweis dafür, dass bei den Sozialisten das mathematische Kommutativgesetz nicht überall gilt: Die SP Schweiz ist ihrerseits nämlich durchaus ein «Förderklub» der Juso. Sie überweist der Jungpartei jährlich über 100 000 Franken als Schmiermittel für deren Kampfapparat, der jedes Jahr Lohnkosten von gegen 400 000 Franken generiert. Trotz des Geldsegens aus der mütterlichen Parteikasse mussten die Juso letztes Jahr beinahe das traditionelle Paintball-Turnier

mit den Jungfreisinnigen absagen. Begründung: Der «Freizeitfonds der Gewerkschaft Unia» unterstütze im Gegensatz zu früheren Gelegenheiten dieses sportliche Gaudi zur politischen Brückenbildung nicht mehr. (fsc)

«Der Volkswille spielt keine Rolle», titelte die NZZ am 30. Januar 2016. Korrespondentin **Katharina Fontana** wies als Erste auf ein brisantes Urteil des Bundesgerichts von November 2015 hin: Darin schrieb es fest, das Freizügigkeitsabkommen mit der EU gehe den Verfassungsbestimmungen der Masseneinwanderungsinitiative in jedem Fall vor. Mit der scharfen Kritik an diesem Urteil verletze die NZZ die Wahrheitspflicht, klagte alt Bundesgerichtspräsident **Giusep Nay** beim Presserat. Dessen 3. Kammer um den pensionierten Journalisten **Max Trossmann** konnte mangels eines Mitglieds mit staatsrechtlichem Sachverstand die Klage nicht beurteilen – aber immerhin der NZZ vorwerfen, sie habe nicht zwischen Fakten und Kommentar getrennt (was der Kodex nicht verlangt und der Kläger auch nicht begründete). Für das Publikum der NZZ, die sich in ihrer 236-jährigen Geschichte ihren Namen mit der Vermischung von Fakten und Kommentar machte, sei es «schwierig, zwischen den Informationen und der Wertung zu unterscheiden». (sär)

Schuhfetischistin, Pfarrerstochter, verkappte Sozialistin oder undurchschaubare Sphinx – Einschätzungen und Urteile über die neue britische Premierministerin **Theresa May** gab es nach ihrem Amtsantritt zuhauf. Einem anonym bleibenden Minister blieb es überlassen, einen besonderen Vorzug hervorzuheben: «Was vielen von uns gefällt, ist, dass sie älter als wir ist», meinte er. «Alles ist möglich.» Ganz recht: Man kann gar nicht früh genug für die Nach-May-Zeit planen. (ky)

Nachruf



Souverän: Vizekanzler Casanova.

Achille Casanova (1941–2016) — PR war nicht seine Sache. Einzelne Journalisten zu beeinflussen oder gar Indiskretionen aus dem Bundesrat zu verbreiten, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Noch so komplexe politische Entscheide machte Achille Casanova überlegt und mit Eloquenz verständlich – dabei wechselte er problemlos von einer Landessprache in die andere. In jeder Lage fand er die passenden Worte und blieb gleichzeitig authentisch. Ausgestattet mit dieser Gabe, hat er nicht nur fast ein Vierteljahrhundert die bundesrätliche Politik vermittelt – er hat der Landesregierung durch seine warmherzige Art und seinen

natürlichen Humor auch viele Sympathien eingebracht.

Als kluger Kommunikationsstrategie wusste A.C. genau, wann eine Botschaft nicht zu vermitteln war. Dann setzte er ein weiteres seiner Talente ein: sein diplomatisches Geschick. Er liess nicht locker und sprach mit den einzelnen Bundesräten, bis eine der Öffentlichkeit vermittelbare Lösung gefunden war.

Nie verwechselte A.C. aber seine Funktion mit der eines Regierungsmitglieds. Er versuchte nicht, seiner eigenen Meinung zum Durchbruch zu verhelfen – auch wenn es ihn gelegentlich reizte. Er war zutiefst überzeugt von unserem politischen System des Interessenausgleichs, von der Zauberformel, vom Ringen um die beste Lösung – und von der persönlichen Loyalität. Showeffekte und Polarisierung waren ihm zuwider. Bei Erreichen des Pensionsalters war er kein bisschen amtsmüde. Als echter Citoyen mit umfassender Medienkompetenz wirkte er deshalb bis vor kurzem als Ombudsmann der SRG.

Seit den 1990er Jahren hatte ich – damals als Informationschef des EDA – regelmässig Kontakt mit Achille Casanova. Zu keinem Zeitpunkt erlebte ich ihn nervös oder gar unsicher. Auch in angespannten Situationen blieb er souverän, analysierte mit Scharfsinn, entwickelte Handlungsoptionen und fand schliesslich einen für alle gangbaren Weg. Abwechslung fand der ausgeprägte Familien- und Menschenfreund unter anderem in seinem Schrebergarten – wo er Besuchern gerne erstklassigen Tessiner Grappa auftischte. *Franz Egle*

Unter die Lupe genommen:

Ihre Spezialistin für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Bedienung Ihrer Geräte haben oder unseren technischen Support in Anspruch nehmen möchten – wir stehen Ihnen zur Seite.

E. Muja
Order Desk
Specialist

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

E. Muja | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch
Corporate Network · Internet · Phone · TV



Der Staat bin ich

Von Wolfgang Koydl — Der Putschversuch hat Recep Tayyip Erdogan zum unbestrittenen Führer der Türkei gemacht. Wie gefährlich ist diese Machtfülle?

Seit ihrer Gründung vor beinahe hundert Jahren kennt die säkulare türkische Republik nur eine Gottheit: *devlet* – den Staat. Seine Hohepriester sind die Offiziere, die Beamten, die Staatsanwälte und die Richter. Ihnen ist es egal, wer den Staat nach aussen als Präsident oder Premierminister verkörpert, solange alle Fäden in ihren Händen zusammenlaufen. So heilig ist den Türken der Staatsbegriff, dass Devlet sogar ein populärer Jungename ist.

Vielleicht ist die Ehrfurcht gegenüber diesem Staat seinem Gründer geschuldet: Mustafa Kemal Atatürk übernahm das Prinzip des *état* von seinem Vorbild, der säkularen Französischen Republik. Sein Staat sollte der radikale Gegenentwurf zum Osmanischen Reich sein, das eine amorphe Ansammlung von Provinzen, Völkern und Religionsgemeinschaften darstellte. Der neue Staat war kalt, effizient und unbestechlich, aber auch unnachsiglich und unbarmherzig. Er war die Schraubzwinge einer Nation, die keine war.

Harte Jugend

Atatürks Staat existierte bis 2002. Damals erreichte mit der AKP zum ersten Mal eine islamisch ausgerichtete Partei die absolute Mehrheit im Parlament – ein historischer Wendepunkt: Seitdem schickt sich ein neuer Atatürk an, den Staat zu erobern und nach seinen Vorstellungen umzugestalten: Recep Tayyip Erdogan. Der Strassenjunge aus dem Armeleutenviertel, der gläubige Muslim aus der Predigerschule ist am Zenit der Macht angekommen, von seinen Anhängern vergöttert wie einst Atatürk. Die Welt fragt nun, wie er die Macht nutzen wird.

Die dilettantischen Putschisten vom 15. Juli haben ihm unfreiwillig die letzten Hürden aus dem Weg geräumt. Nicht von ungefähr lässt er mit Armee und Justiz zwei zentrale Säulen des Staatsapparates von echten oder eingebildeten Gegnern säubern. Weniger sichtbar werden derzeit auch hohe Staatsbeamte einer kritischen Überprüfung unterzogen. Es wird Platz gemacht für eine neue Priesterkaste. Bis 2023 soll der Prozess abgeschlossen sein. Dann jährt sich zum hundertsten Mal die Gründung von Atatürks Republik. Spätestens dann soll ein frommer Atatürk ähnlich gottgleich auf das Land herunterblicken.

Von ihrer Herkunft her könnten der osmanische Offizier Mustafa Kemal Pascha und der proletarische Schwarzmeertürke Erdogan nicht unterschiedlicher sein. Atatürk wurde in

Saloniki, dem heute griechischen Thessaloniki, geboren, und seine Familie hatte – wie die meisten gutbürgerlichen Familien des Osmanischen Reiches – einen europäischen Hintergrund. Mit «albanisch-mazedonisch» geben die meisten Biografen seine Abstammung an. Erdogan hingegen ist ein Kind Anatoliens und der Schwarzmeerküste, jener Teile der Türkei, die stets als rückständig, geistig beschränkt und arm verspottet wurden. Noch etwas sagt man ihnen nach: Sie gelten als äusserst hartnäckig. Man kann auch stur sagen.

Erdogan wuchs in Istanbul auf, in einem der vielen Kleineleutenviertel, in denen sich die Hunderttausenden von Zuwanderern aus Anatolien auf der Flucht vor Armut und Rückständigkeit und auf der Suche nach Jobs und Perspektiven niederliessen. Sein Vater war ein Seemann, der nach Kasimpasa zog, einem übel beleumundeten, zwielichtigen Istanbuler Quartier am Oberlauf des Goldenen Horns. Dorthin verirrt sich kein Tourist – und er sollte dies auch tunlichst unterlassen. Das Viertel galt lange Zeit als krimineller Hotspot, und der junge Recep, der mit dem Strassenverkauf von Sesamkringeln Geld verdiente, musste sich oft mit seinen Fäusten zur Wehr setzen. Er gewann fast immer, so wie später auch in der Politik. Seine Hitzköpfigkeit kompensiert er freilich, wenn es sein muss, mit Geduld.

Inneren Halt gab ihm die Religion. Sie wurde ihm nicht nur von seiner Mutter vermittelt, sondern auch von der Imam-Hatip-Schule, auf die ihn seine Eltern schickten. Diese Gymnasien waren vom säkularen Staat geduldet, weil sie offiziell islamische Vorbeter – Imame – ausbildeten. Für viele gläubige Türken waren sie die einzigen Bildungseinrichtungen, in denen im Gegensatz zu den weltlichen Schulen auch muslimische Werte vermittelt wurden. Wie viele seiner Landsleute fühlte sich auch Erdogan nie zu Hause in der säkularen Republik.

Die harte Jugend in Kasimpasa dürfte bei Erdogan wohl Charakterzüge gefestigt haben, die er ebenfalls mit Atatürk gemeinsam hat: einen unzählbaren Willen zur Macht trotz aller Widerstände und ein unerschütterliches Selbstbewusstsein, das an Selbstüberschätzung, ja an Hybris grenzt. Sie lassen ihn oft unüberlegt und ungebärdig handeln. Aber sie verleihen ihm auch eine ungewöhnliche Zielstrebigkeit und Unbeirrbarkeit, mit denen er es aus Gosse und Gefängnis heraus zum mächtigsten Mann des Landes gebracht hat. Aber auch so manche Charakterschwächen teilen



«Alternative zu Europa»: Präsident Erdogan nach

dieser neue «Vater der Türken» und sein historischer Gegenpol. Die ganze Welt kennt diese Eigenschaften mittlerweile: Erdogan ist cholerisch, nachtragend und kritikresistent bis zur Mimosenhaftigkeit. Auch über Atatürk hätten Jan Böhmermann und Boris Johnson keine spöttischen Verse verfassen sollen.

Der Hass und die Häme, mit denen man Erdogan im Ausland übergiesst, stehen im Gegensatz zu dem Bild, das die Mehrheit seines Volkes von ihm hat. Erdogan selbst sieht sich als «Führer einer neuen Türkei», als ein Mann, «der das Tor zu einer neuen Ära aufstösst», wie er es einmal zu Beginn seiner politischen Karriere for-



dem Putschversuch am 17. Juli 2016 in Istanbul.

mulierte. Ähnlich wie Atatürk, der Totengräber von Sultanat und Kalifat, kann auch Erdogan, der Abwickler der kemalistischen Republik, auf die blinde Verehrung seiner Anhänger zählen. Der Putsch hat dieses Band weiter gestärkt. Dass es – zum ersten Mal in der Geschichte – das Volk war, das sich mit seinen Leibern zwischen die Panzer und die Soldaten auf der einen und den Staat, die Demokratie und ihren Führer auf der anderen geschoben hat, ist über Nacht zum neuen Mythos geworden.

Einer der hartnäckigsten Fehler, die das Ausland bei der Beurteilung der modernen Türkei bis heute macht, ist die irri- ge Annahme, dass

Atatürk seinem Land eine Europäisierung verordnet habe. Doch von Europa war explizit nie die Rede, nur vom Anschluss des seit Jahren leidenden «kranken Manns am Bosphorus» an die überlegene, zeitgemässe Zivilisation. Die war damals, trotz der Katastrophe des Ersten Weltkrieges, in Europa beheimatet. Wie wandelbar Türken freilich den Begriff der Modernität benutzten, zeigte sich nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie begannen, das modernere, «zeitgemässere» Amerika zu imitieren.

Wirklich gelungen ist der Türkei die Nachahmung nie. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Einer der wichtigsten ist, dass das zeitgemässe

Denken nie bei der Masse der konservativen, sunnitischen Bevölkerung östlich der Millionenstadt Istanbul und nördlich der glitzernden Badeorte am Mittelmeer angekommen war. Modern waren und blieben die westlichen Eliten in den Metropolen. Erdogan war nie Teil dieser Eliten, sondern ein Mann des einfachen Volkes. Daraus bezieht er bis heute seine Popularität und seine Kraft. Unisono sagen seine Anhänger alle dasselbe: «Er ist einer von uns.»

Aus der Zeit gefallen

Der Staat gehörte den anderen, der Elite. Ihn beherrschten sie, mit ihm herrschten sie. Doch mit den Jahren war dieser Staat immer altmodischer, immer weniger zeitgemäss geworden. Atatürks Republik war aus der Zeit gefallen. Ihre ideologischen Grundlagen liegen im Nationalismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. So kommt es, dass nicht nur die Architektur der in den Anfangsjahren der modernen Türkei in der neuen Hauptstadt Ankara errichteten staatlichen Repräsentationsbauten und Ministerien unübersehbare Anklänge an faschistische und sowjetische Baukunst aufweist, sondern auch das altbackene Selbstverständnis.

Dieser Staat war morsch geworden, viel mehr noch als die etwa gleichaltrige Sowjetunion. Erdogans Genie lag darin, dies nicht nur erkannt, sondern genutzt zu haben: Er

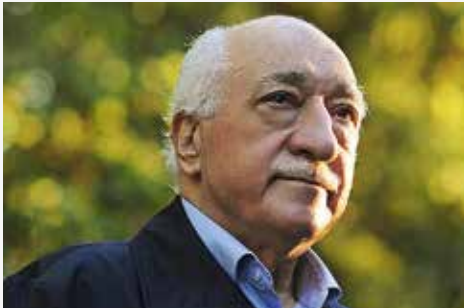
Erdogan ist wieder auf den ursprünglichen Kurs eingeschwenkt.

blies zum Sturz des alten Systems und ging an den Aufbau eines neuen Staates. Er enthält ein starkes religiöses Element und die Suche nach geopolitischen Alternativen zum Westen. Denn dies ist heute zeitgemäss, zumal in der geografischen Nachbarschaft der Türkei. Die Richtung hatte Erdogan schon ausgegeben, bevor er zum ersten Mal als Regierungschef vereidigt wurde: «Es gibt eine Alternative zu Europa, und diese Alternative sind wir selbst.»

Der Eintrag, den ein gewisser Mehmet Göker nach dem Putsch auf Facebook postete, drückt die neue Haltung aus und war sicher Millionen Türken aus dem Herzen gesprochen – schliesslich regieren Erdogan und seine Partei seit vierzehn Jahren kontinuierlich mit Mehrheiten von über fünfzig Prozent; ein Kunststück, das ihm kein europäischer Politiker nachmacht. «Was masst ihr Europäer euch an, uns Türken zu erklären, wie wir zu leben und zu denken haben?», fragte der erzürnte Türke nun die einstigen Vorbilder. «Beginnt mit eurer Moral vor eurer eigenen Haustür. Wir mögen Probleme haben, aber es sind [...] türkische Probleme, und wir Türken sind stark genug, um sie selbst zu lösen. Tatsächlich justiert Erdogan das Land auch aussenpolitisch neu, zum hellen Entset-

Bond-Schurke oder braver Muslim

Der Türkei-Experte Christoph Neumann über Fethullah Gülen, den Intimgegner des türkischen Präsidenten Erdogan.



«Eine Art Bürgerbewegung»: Fethullah Gülen.

Recep Erdogan hat Fethullah Gülen vorgeworfen, den Putschversuch angezettelt zu haben. Ist das völlig aus der Luft gegriffen?

Ich halte es für nicht plausibel. Denn die Gülen-Bewegung ist sehr locker organisiert. Dass so eine Bewegung einen Putsch aus einem anderen Land heraus plant, scheint mir nicht naheliegend. Aber ich glaube schon, dass eine relativ grosse Anzahl von Offizieren, die dieser Bewegung nahestehen, an dem Putsch beteiligt war.

Wie kommt das? Gülens Organisation ist islamisch, aber die Armee im Wesentlichen säkular.

Seit dem Machtantritt von Erdogans AKP ist das Offizierskorps sehr systematisch umstrukturiert worden. Wie man gesehen hat, war das bei den obersten Rängen erfolgreich, denn die haben sich nicht an dem Umsturz beteiligt. Die Gülen-Bewegung war ein integraler Teil der AKP. Damals wurden viele junge Männer, die an einer der Gülen-Schulen ausgebildet wurden, zu Offizieren. Deshalb halte ich es für möglich, dass es solche Anhänger unter den Putschisten gab.

Wer genau ist denn Fethullah Gülen? Eine Art Bond-Schurke, der mit den Absolventen seiner Schulen die Weltherrschaft anstrebt? Oder ein kluger Geschäftsmann und frommer Muslim?

Weder noch. Man muss ihn aus der Nuru-Bewegung heraus verstehen, aus der er kommt. Ihr Begründer Said Nursi (1877–1960) war ein frommer, sunnitischer, religiöser Führer, der drei Eigenschaften hatte, die ihn von anderen religiösen Führern unterschieden. Erstens: Er begründete eine offene Gemeinschaft ohne Initiation und ohne Hierarchie. Zweitens: Er orien-

tierte sich trotz des islamischen Universalismus an der Türkei. Er war sehr am Wohlergehen des türkischen Staates und der Gesellschaft interessiert – spirituell, materiell und politisch. Und drittens war er ausgesprochen wissenschaftsfreundlich. Fethullah Gülen, der aus dieser Bewegung kommt, teilt diese drei Züge. Seine Bewegung ist konservativ, aber nicht militant. Und er ist auf Ausgleich innerhalb der Gesellschaft bedacht.

Erdogan beschuldigt Gülen, einen Parallelstaat aufzubauen und die Republik unterwandern zu wollen. Ist an dem Vorwurf etwas dran?

Es stimmt, dass die Bewegung bis 2011 viele ihrer Mitglieder in Schlüsselpositionen gebracht hat. Aber sie ist nicht straff organisiert. Sie hat sich gegen ihre Marginalisierung überhaupt nicht gewehrt. Eigentlich hätte sie eine eigene Partei gründen müssen, aber das hat sie nie versucht. Attraktiv für Erdogan ist nun, dass er diese Leute aus ihren Posten entfernen und diese Posten als Beute unter seinen eigenen Leuten verteilen konnte. Aber es stimmt schon auch, dass Gülen viele Jahre Einfluss hatte auf viele Leute und dabei programmatisch etwas anderes gesagt hat als Erdogan.

Wie kam es denn zu dem Bruch zwischen den beiden?

Das ist schwer zu sagen. Persönlich denke ich, dass die Gülenisten versucht haben, so etwas wie eine Zivilbewegung zu werden. Schon staats-treu, aber eine Art Bürgerbewegung. Sie haben begonnen, ein Gegengewicht zu den immer deutlicheren Massnahmen zur Stärkung der persönlichen Macht Erdogans zu bilden. Ein weiterer Punkt, für den ich allerdings keine Beweise habe: Ich vermute, dass Gülen ein Problem mit Erdogans Kurdenpolitik hatte. Er war wohl eher daran interessiert, in den Kurdengebieten ein eigenes Netzwerk aufzubauen und so die Gesellschaft zu befrieden, als einen Deal mit der PKK zu machen.



Christoph Neumann
ist Professor für Turkologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Die Fragen stellte Wolfgang Koydl.

zen vor allem der USA. Nach ein paar Jahren, in denen er es sich mit einer erratischen Aussenpolitik mit so ziemlich allen näheren und ferneren Nachbarn verdorben hatte, ist Erdogan wieder auf den ursprünglichen Kurs eingeschwenkt – und der hat wenig mit der prowestlichen Ausrichtung des wichtigen Nato-Partners zu tun.

Erdogan ist ein Machtmensch, der Macht ordnet er alles andere unter, notfalls auch den eigenen Stolz. Deshalb reparierte er das Verhältnis zu Russland, das mit dem Abschuss eines Kampfjets an der syrisch-türkischen Grenze beschädigt worden war. Erdogan entschuldigte sich bei der Familie des getöteten russischen Piloten und erfüllte damit das, was Wladimir Putin zur Wiederherstellung normaler Beziehungen gefordert hatte. Es ist sicherlich falsch, aber gleichwohl erhellend, welches Gerücht in diesen Tagen in Ankara die Runde macht: Laut diesem sollen spätere Putschisten in der Luftwaffe auf eigene Faust den Jet vom Himmel geholt haben, um einen Konflikt mit Moskau zu provozieren.

Putins Unterstützung

Wie gut sich die beiden Staatspräsidenten inzwischen wieder verstehen, offenbarte sich am Tag nach dem Umsturzversuch. Putin rief Erdogan an, zeigte sich bestürzt und bot Unterstützung an. Dann vereinbarten sie ein Treffen für den August. Dass es sich um mehr als einen reinen Routineanruf handelte, sieht man am amerikanischen Beispiel. Barack Obama sah keinen Anlass, mit seinem Amtskollegen in Ankara zu sprechen. Stattdessen kabbelten sich beide Länder um die Frage, ob die USA die Fäden bei dem fehlgeschlagenen Putsch gezogen haben könnten.

Atatürks Staat war eine Einparteiendiktatur mit leichten demokratischen Modifikationen. Den Westen kümmerte das nicht, solange dieser Staat sein Verbündeter war. Auch Erdogans neuer Staat steuert auf eine, demokratisch leicht verbrämte, Einparteiendiktatur zu. Diesmal muss das den Westen beunruhigen, denn dieser Staat will eigene Wege gehen. Für eine Kehrtwende ist es vermutlich schon zu spät. Wer eine stolze Nation in Gestalt ihres demokratisch gewählten Führers kollektiv sexueller Praktiken mit Paarhufern verdächtigt, muss sich nicht wundern, wenn dann Appelle an eine fiktive Wertegemeinschaft verhallen.

Und Erdogan? Er hat mehr Macht denn je. Sie ist nahezu absolut, nachdem er alle Gegenspieler aus dem Weg geräumt hat. Wie wird er diese Macht nutzen? Die Vergangenheit hat gezeigt, dass er sich von ihr korrumpieren lässt. Wird ihn die absolute Macht nun zum Grössenwahn verführen? Es gibt niemanden, der ihn gut genug kennt, um eine Vorhersage zu wagen. Sicher ist nur: Erdogan ist nicht nur Muslim, sondern auch Patriot. Er will das Beste für sein Land, das seiner Meinung nach viel zu lange herumgestossen und gedemütigt wurde. Das Motto seiner AK-Partei hat er schliesslich selbst bestimmt: «Hersey Türkiye İcin» – Alles für die Türkei. O



Kurze Luntten und unheilbarer Kopfschmerz: geopolitischer Einfluss der Türkei.

Geopolitik

Schlüsselrolle

Von Wolfgang Koydl — Die Türkei liegt an einer der wichtigsten weltpolitischen Schnittstellen. Die aktuellen Brennpunkte.

1 — Syrien: Die Türkei ist zumindest mittelbar Partei im Bürgerkrieg. Sie ist Gegnerin kurdischer Kämpfer und hat zeitweise islamistische Gruppen unterstützt. Mit Staatschef Assad war sie mal verbündet, mal nicht. Derzeit soll es wieder eine Annäherung geben. Mit den ethnisch und sprachlich eng verwandten Turkmenen ist die Türkei mit einer eigenen Volksgruppe vertreten. Die Türkei hat zudem rund drei Millionen syrische Flüchtlinge aufgenommen.

2 — Irak: Traditionelles Aufmarsch- und Einfallgebiet der türkischen Armee im Kampf gegen die kurdische PKK in deren Rückzugsgebieten. Potenziell Sprengstoff birgt die Kurden- und Erdölmetropole Kirkuk. Ihr Status wurde als einzige aussenpolitische Streitfrage der Republik von Staatsgründer Atatürk bewusst offengehalten – bis heute.

3 — Iran: Ewiger Regionalrivale. Von den Osmanen nie bezwungen, verhinderte Persien die Expansion nach Osten. Mit der Minderheit der turksprachigen Aseris verfügt Ankara indirekt über Einfluss in Teheran.

4 — Incirlik: Seit Inbetriebnahme 1955 einer der wichtigsten Luftwaffenstützpunkte der

USA. Im Kampf gegen den Terror wurde Incirlik zum entscheidenden Drehkreuz im Nahen Osten. Die Türkei ist jedoch Hausherr und kann die Nutzung unterbinden.

5 — Kaukasus: Gleich mehrere Pulverfässer mit extrem kurzen Luntten. Die Türkei ist mehr oder minder direkt verwickelt. Sie grenzt an Georgien und Armenien, dessen Erzfeind Aserbaidschan sie aufgrund enger kultureller und sprachlicher Verbindungen unterstützt. Eine Lösung des Karabach-Konflikts ist ohne die Türkei unmöglich. Türkische Parteien – womöglich auch der Geheimdienst – unterhalten Beziehungen zu anti-russischen tschetschenischen und dagestanischen Gruppen.

6 — Schwarzes Meer: Das Binnenmeer macht die Türkei zum Nachbarn der Krim und damit des Konfliktes Russlands mit der Ukraine. Die türkische Schwarzmeerflotte ist die zweitgrösste Streitmacht nach den russischen Marinerverbänden. Mit dem Bosphorus und den Dardanellen kontrolliert die Türkei zudem den Zugang zum Schwarzen Meer.

7 — Zypern: Der Nordteil ist seit 1974 von türkischen Truppen besetzt, die die Unabhängigkeit einer nur von Ankara anerkannten Türkischen Republik sichern. Echte Fortschritte für eine Wiedervereinigung sind nicht in Sicht. Die strategischen Vorteile einer Militärpräsenz auf Zypern sind für das türkische Militär viel zu wichtig. Der Konflikt absorbiert zudem Kräfte in der Europäischen Union.

8 — Israel: Geriet erst unter Recep Tayyip Erdogan in den Fokus türkischer Politik. Zuerst wurde Jerusalem hofiert, die israelische Luft-

waffe trainierte in Anatolien. Dann entdeckte Erdogan bei sich islamische Solidarität und unterstützte Aktionen der palästinensischen Hamas. Inzwischen bahnt sich wieder eine Annäherung an Israel an.

9 — Balkan: Alte Erblende, in denen das Osmanische Reich seine Soldaten, seine Staatselite und manchmal auch den Sultan rekrutierte. Die Türkei fühlt sich als Schutzherr der Muslime – in erster Linie sind dies die Albaner und die Bosnier. Das bringt die Türkei in Gegnerschaft zu Serbien, der grössten christlichen Nation. Hinzu kommen türkische Minderheiten in Griechenland und in Bulgarien.

10 — Europäische Union: Die EU-Mitgliedschaft der Türkei ist unlösbares Dauerthema ebenso wie unheilbarer Kopfschmerz. Die Frage entzweit die Mitgliedstaaten, die nicht wissen, wie sie mit dem Land umgehen sollen. Wegen der Schlüsselrolle bei der Migration hat Ankara ein Druckmittel gegen die EU in der Hand.

11 — Auslandtürken: In der Schweiz leben 80 000 türkische Staatsbürger (1 Prozent der Gesamtbevölkerung), in Österreich 250 000, in den Niederlanden eine halbe Million und in Deutschland knapp drei Millionen. Türken (und Kurden) stellen derart grosse und einflussreiche Bevölkerungsgruppen, dass die Regierungen ihre Interessen im Auge behalten müssen. Viele Türken und Kurden entscheiden sich bei Loyalitätskonflikten für ihre ursprüngliche Nationalität. Türkische Parteien, nicht zuletzt Erdogans AKP, sind imstande, ihre Landsleute im Ausland als fünfte Kolonne zu mobilisieren.



«Schule der Nation»: Türkische Offiziere am Feiertag des Sieges über Griechenland.

Militär

«Wie Stalins Armee nach den Liquidationen»

Von Boris Kálnoky — Gareth Jenkins gilt als hervorragender Kenner des türkischen Militärs. Er glaubt, dass dessen Putschisten in einer Traumwelt lebten – mit Denkmustern einer Epoche, die jetzt endet.

Herr Jenkins, wer waren die Schlüsselfiguren hinter dem gescheiterten türkischen Putschversuch?

Wir wissen es nicht. Die Regierung beschuldigt den in den USA lebenden Prediger Fethullah Gülen, aber dafür spricht so gut wie nichts. Wer genau in den Streitkräften daran beteiligt war, ist unklar und das Vorgehen der Regierung widersprüchlich. Man sagt, nur eine kleine Minderheit sei beteiligt gewesen, hat aber dennoch mehr als hundert Generäle und Admirale verhaftet. Das ist ein Drittel aller Generäle. Wir wissen nur, was die AKP-Regierung uns erzählt, nicht aber, was wirklich passierte. Hier ist eine politische Säuberungswelle im Gang unter dem Vorwand, es handle sich um Putschisten.

Luftwaffenkommandant Akin Öztürk soll der Kopf der Verschwörung gewesen sein.

Öztürk hat die Vorwürfe weit von sich gewiesen, es ist bislang also nur eine unbewiesene Behauptung. Er war eigentlich schon in Rente gegangen, die Regierung

hatte ihn wegen Personalmangels in der Führungsebene reaktiviert. Dieser Personalmangel ist den eigenen Säuberungswellen der letzten Jahre zu verdanken.

Kann es sein, dass die türkische Armee durch die jetzige Säuberungsaktion – und die früheren – einen dramatischen Kompetenzverlust erleidet?

Natürlich, und das umso mehr, als sie in zwei Kriege verstrickt ist, gegen den IS in Syrien und gegen die PKK im eigenen Land. Die PKK vor allem wird das ausnutzen. Die hohen Opferzahlen beim türkischen Militär seit anderthalb Jahren im Kampf gegen die PKK sind auch eine Folge der Säuberungswellen der letzten Jahre.

Ein wenig wie Stalins Armee nach der Liquidierung des Offizierskorps vor dem Zweiten Weltkrieg?

Ein treffender Vergleich. Nicht ganz so extrem, aber der Türkei drohen nun ähnliche Kompetenzprobleme beim Militär, und zwar in einer Kriegssituation.

Gibt es, historisch gesehen, eine besondere Neigung in manchen Sparten der Streit-

kräfte – Luftwaffe, Marine, Landarmee –, Regierungen zu stürzen?

Eigentlich nicht. Die Marine war zwar stärker involviert im sogenannten postmodernen Staatsstreich 1998, als die damalige Regierung des inzwischen verstorbenen Islamistenführers Necmettin Erbakan mit indirekten Mitteln zum Rücktritt gezwungen wurde. Die Rache dafür waren dann später die Ergenekon- und Balyoz-Schauprozesse unter der islamisch geprägten AKP-Regierung. Da wurden besonders Marineoffiziere mit teilweise fabrizierten «Beweisen» für fiktive Putschpläne abgeurteilt. Aber ansonsten gibt es, historisch betrachtet, keine grossen Unterschiede: Die diversen Teile der Streitkräfte empfanden sich gleichermassen als Hüter der Nation gegen Übergriffe korrupter oder extremer Politiker.

Wieso eigentlich?

Diese Kultur ist ein deutscher Import. Sie hat ihre Wurzeln in der Modernisierung der osmanischen Armee Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Deutschen Colmar von der Goltz. Er schrieb ein Buch, das die Weltsicht der tür-

kischen Militärs dauerhaft formte: «Das Volk in Waffen». Darin ging es um die Idee des Militärs als Schmiede, in der der Staatsbürger geformt wird, als Ort der Identitätsprägung einer Nation. Das haben die Türken übernommen, es hat das Denken im Militär bis heute geprägt. Wenn eine zivile Regierung von den Vorstellungen der Militärs bezüglich des Charakters der Nation abwich – wenn es im Land etwa zu «islamisch» wurde wie 1997 –, dann schritt die Armee ein. Aber auch, wenn Korruption und gewalttätige Anarchie um sich griffen wie vor dem Putsch von 1980 oder wenn ein Regierungschef begann, sich diktatorisch zu gebärden wie im Jahr 1960.

War das eine elitäre Auffassung wie in Deutschland, getragen von einer fast dynastischen Militärelite?

Nein, darin unterschied sich die Türkei von Deutschland. Eine Elite von «Militärfamilien» hatte sich zwar in der letzten Phase der Janitscharenzeit entwickelt. Die Janitscharen durften ja ursprünglich nicht heiraten und galten als Sklaven des Sultans. Aber ab 1566 durften sie Familien gründen, und es bildete sich in ihren Reihen eine Art Militäraristokratie. Das widersprach aber der osmanischen Tradition der Meritokratie, sie wurden zu einer Last für den Staat, und 1826 wurden sie gewaltsam aufgelöst. Danach und besonders nach den Reformen Atatürks wurde die Armee zu einem Ort des sozialen Aufstiegs für Männer aus einfachen Verhältnissen und tatsächlich zu einem Schmelztiegel, in dem Staatsbürger nach dem Willen der Militärs geformt wurden. Die Armee trug so wesentlich zur Modernisierung der Türkei bei.

Wie denn konkret?

Rekruten aus den Dörfern konnten oft weder lesen, rechnen, schreiben noch mit Messer und Gabel essen. Beim Militär lernten sie all das, es wurde zur «Schule der Nation», und das Ergebnis war sozialer Aufstieg für die Betroffenen und grosse Dankbarkeit und Loyalität. Der Militärdienst wurde zum Initiationsritus ins Erwachsenenleben, Väter gaben ihre Töchter nur an Männer, die ihren Militärdienst geleistet hatten. Erst dann galt ein Mann als vollwertig. Eine Karriere in der Armee brachte enormes soziales Prestige und ein anständiges, wenn auch nicht üppiges Salär. In der ländlichen Türkei, wo Familien viele Kinder hatten, war jede Mutter bemüht, wenigstens einen ihrer Söhne dauerhaft beim Militär unterzubringen.

Gab es nach von der Goltz keine weiteren Einflüsse auf die politische Haltung der Militärs? Mussolini? Stalin? Hitler?

Der jüngste Einfluss kam wahrscheinlich durch die Nato-Mitgliedschaft. Türkische Offiziere reisten in die moderneren

Nato-Länder, arbeiteten dort und sahen, wie viel moderner sogar einige ehemalige osmanische Provinzen waren als ihr eigenes Land. Es entwickelte sich eine Haltung, dass man etwas tun müsse, um das Land zu modernisieren – notfalls gegen korrupte und inkompetente zivile Regierungen.

Inzwischen erleben wir den Niedergang der Armee-Führungsrolle in der Politik. Liegen dem gesellschaftliche Prozesse zugrunde, oder ist es ein Ergebnis der Machtpolitik der AKP-Regierung?

Der politische Einfluss der Armee war eine Folge ihres gesellschaftlichen Prestiges. Aber die nützlichen Funktionen, die sie erfüllte und die dieses Prestige begründeten, wurden mit der Zeit immer mehr von anderen Institutionen übernommen. Bildung fand in späteren Jahren in den Schulen statt, der Aufschwung der Wirtschaft bot im privaten Sektor mehr Chancen für sozialen



«Historische Zäsur»: Journalist Jenkins.

Aufstieg. Parallel dazu entstand eine neue, islamisch denkende Wirtschaftselite.

Es entbrannte ein Kampf um die Identität der Gesellschaft?

Das kann man so sagen, allgemein ist klar, dass die Armee an prägender Kraft und Rückhalt in der Gesellschaft verloren hat. Noch in den frühen 2000er Jahren zeigten Umfragen, dass die Bürger dem Militär mehr vertrauen als ihren gewählten Politikern. Dieses Ansehen ist heute viel geringer.

Wissen das die Militärs?

Offenbar nicht alle. Ich kann mir den jüngsten Putschversuch nur so erklären, dass in Teilen des Offizierskorps noch immer die Auffassung herrschte, das Volk sei mit ihnen und werde sich ihnen anschliessen, wenn sie zur Tat schreiten. Nur so konnten sie es

wagen, mit relativ schwachen Kräften loszuschlagen. Sie hofften offenbar, das würde als Katalysator wirken, das Volk werde sich gegen die Regierung erheben. Diese Offiziere lebten in einer Traumwelt. Das war schon 2007 sichtbar, als der Generalstab ein «Memorandum» ins Internet stellte, um die Wahl des damaligen Aussenministers Abdullah Gül zum Staatspräsidenten zu verhindern. Die Militärs dachten wirklich, das sei

«Die Gesellschaft betrachtet das Militär heute nicht mehr als Vorbild und Ideal.»

genug, den Rest werde die öffentliche Meinung erledigen. Es kam anders – die Regierung setzte ein Referendum an und siegte.

Kann man in der Türkei heute überhaupt noch putschen? Oder ist das in der moderneren Gesellschaft unmöglich geworden?

Die beiden Grundvoraussetzungen sind nicht mehr gegeben. Es geht nur, wenn das Militär als geschlossene Einheit handelt und dies von der Mehrheit der Gesellschaft begrüsst wird. Die Gesellschaft, wie gesagt, betrachtet das Militär heute nicht mehr als Vorbild und Ideal. Und das Militär selbst ist gespalten. Frühere Putschversuche liefen meist so ab, dass der Generalstabschef die Entscheidung traf, und der Rest stellte sich dann dahinter. Hätte diesmal der Generalstabschef einen solchen Befehl gegeben – was aber undenkbar wäre, denn die Regierung selbst hat ihn eingesetzt –, dann wären ihm nur wenige gefolgt.

Wieso?

Früher gab es eine Kultur der Unberührbarkeit im Militär, Soldaten konnten nur vor Militärtribunalen angeklagt werden, und sie wussten, dass sie niemanden zu fürchten hatten, nur ihre eigenen Vorgesetzten. Und die schützten ihre Untergebenen aus Prinzip. Diese Kultur verschwand, als die AKP-Regierung die Gesetze änderte und Schauprozesse aufzog gegen Hunderte von Offizieren wegen angeblicher Putschpläne. Die Beweise waren teilweise fingiert, die Urteile wurden später gekippt, aber der Generalstab schützte seine Leute nicht. Das war eine historische Zäsur: Offiziere wissen nun, was sie riskieren, wenn sie einem Putschbefehl folgen.

Dann war dieser kläglich gescheiterte Versuch vielleicht ein letztes Aufflackern, die Totenglocke für eine ganze Phase der türkischen Geschichte?

Es ist das Ende einer Epoche, aber die Erdogan-Regierung verlässt sich nicht darauf, dass sie von alleine dahinscheidet: Sie wird jetzt versuchen, diese ganze sterbende Kultur und Tradition des säkularen Militärs endgültig zu zerstören. ○

Operetten-Putsch

Von Boris Kálnoky — Vieles am gescheiterten Umsturz in der Türkei verlief merkwürdig. Manche glauben, dass Erdogan selbst dahintersteckt. Erklärungen und Szenarien.

Der türkische Putschversuch vom Wochenende machte alle Experten zunächst ratlos, denn die Sache schien ganz und gar rätselhaft. Es gab nur drei denkbare Erklärungsansätze, die aber alle auf ihre Weise hinkten. Die von Erdogan beschuldigten Gülenisten konnten es nicht gewesen sein, ihr Einfluss war zu gering im Militär. Und der Putschversuch versties gegen so viele Grundregeln zum Gelingen eines solchen Versuchs, dass man zunächst nicht glauben mochte, die Coup-erfahrene Armee sei so inkompetent vorgegangen. So fand die abstruseste These von allen Beachtung: Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan hat den Coup selbst inszeniert, um danach den Staat unter seine Kontrolle zu bringen. Hier sind die fünf merkwürdigsten Ungereimtheiten, die auf einen «Operetten-Putsch» hinweisen könnten – gefolgt von Erklärungsversuchen.



Schnelle Reaktion: Taksim-Platz in Istanbul.

1 — Stümperhafte Ausführung: Warum ging die Armee viel dümmer vor als bei ihren eigenen Coups vergangener Jahre? Damals hatte sie stets im Morgengrauen zugeschlagen, alle führenden Politiker verhaftet, alle Medien unter ihre Kontrolle gebracht. Diesmal hingegen: Start um 21.30, wie ein Kinofilm, erst mal schön medienwirksam Brücken schliessen, keine Politiker verhaften – vor allem Erdogan nicht, obwohl dieser relativ exponiert in Marmaris Urlaub machte. Dann nur zwei Medienhäuser besetzen, Telefonnetz und soziale Medien online lassen.

Erklärung: So kompetent war das Militär früher auch nicht immer. 1962 gab es einen ähnlich inkompetenten Umsturzversuch einiger Offiziere. Vielleicht war einfach Dilettantismus im Spiel. Und Wunschenken: Die Putschisten hofften vielleicht, als «Katalysator» zu wirken, das Volk auf ihre Seite zu bringen, und begannen gerade deswegen relativ früh. Und liessen auch die Medien gewähren – um Erdogan-Gegner auf die Strassen zu locken.

2 — Unglaublicher Drahtzieher: Nach Darstellung Ankaras war der Anführer der Putschisten Luftwaffenkommandant Akin Öztürk. Dieser war 2015 pensioniert worden, doch die Regierung holte ihn in den aktiven Dienst zu-



Das Volk in Aufruhr: Bosphorus-Brücke.

rück. Es mutet eigenartig an, dass ausgerechnet jemand der Drahtzieher eines Putsches sein soll, den die Regierung, die er angeblich stürzen wollte, aus der Rente zurückholte. Hätte er wirklich putschen wollen, dann wohl eher vor der Pensionierung. Seltsam auch, dass die Regierung einen Mann, der als Kritiker bekannt ist, in den aktiven Dienst zurückversetzte.

Erklärung: Nach mehreren politischen Säuberungswellen seit 2008 fehlen dem Militär kompetente Generäle. Es gab ausser Öztürk niemanden mehr, der den Job machen konnte. Die Regierung war wegen ihrer Säuberungspolitik im Militär fast gezwungen, ihn wieder einzusetzen. Man brauchte die Luftwaffe dringend im Krieg gegen die kurdische Arbeiterpartei (PKK) und für Einsätze in Syrien.

Erdogan liess den Verschwörern gerade genug Raum, um sie ins Messer rennen zu lassen.

3 — Erdogans Flug: Wenn ausgerechnet die Luftwaffe eine führende Rolle im Putschversuch spielte, wieso konnte dann Erdogan ungehindert nach Istanbul fliegen?

Erklärung: Tatsächlich wurde Erdogans Flugzeug, das von zwei F-16-Kampffjets eskortiert wurde, offenbar von zwei weiteren F-16 der Putschisten ins Visier genommen. Warum sie nicht schossen, ist ein Rätsel. Denkbare Antwort: Sie hatten Angst vor den Folgen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Sicherheitskräfte die Lage bereits wieder im Griff, auch bei der Luftwaffe. Nur eine im Südosten stationierte F-16 konnten sie nicht lokalisieren. Deswegen – so Militärex-

perten – flog Erdogan nicht ins Landesinnere nach Ankara, sondern nach Istanbul am westlichen Rand der Türkei. Die Route schien sicherer.



Symbolkraft: beschädigtes Parlament.

4 — Angriff auf das Parlament: Wieso wurde das Parlament, das grosse Symbol der Demokratie, bombardiert, als sich schon alles dem Ende zuneigte – wobei die Putschisten doch nach eigenen Angaben die Demokratie schützen wollten? Noch dazu nur ein bisschen bombardiert, als wolle man nicht wirklich Schaden verursachen? Von allem, was in dieser Nacht passierte, war diese Tat am ehesten geeignet, das Volk und alle Parteien gegen die Putschisten aufzubringen und Erdogan zu stärken.

Erklärung: Dafür gibt es keine Erklärung.



Medienwirksame Inszenierung: Verschwörer.

5 — Erdogans Blitzreaktion: Wie konnte Erdogan so schnell reagieren und die ganze Macht im Land an sich reissen, gut zehntausend Militärs, Richter, Polizisten, Regionalverwalter und Beamte entlassen?

Erklärung: Sicher gab es vorbereitete Listen für eine bevorstehende Säuberungswelle im Militär – und genau das könnte die davon bedrohten Offiziere zur Verzweiflungstat verleitet haben. Obwohl Erdogan der grösste Nutzniesser ist, hätte er all das auch ohne Putsch problemlos durchziehen können. Politische Säuberungen bei Sicherheitskräften, Justiz und Staatsapparat gab es seit 2013 viele. Es gibt eine andere, plausible Erklärung für den stümperhaften Putsch und die professionelle Reaktion Erdogans darauf. Laut türkischen Medienberichten wusste der Geheimdienst MIT von den Plänen und informierte Erdogan. Der liess den Verschwörern dann gerade genug Raum, um sie ins Messer rennen zu lassen – und bereitete seinen Gegenschlag vor. ○

Geist der Eidgenossen

Von Markus Schär — In der Türkei gilt bis heute das Schweizerische Zivilgesetzbuch. Und auch sonst gibt es enge Bande zwischen den beiden Ländern.

Zwei Frauen trugen massgeblich dazu bei, dass die Türkei und die Schweiz bis heute eine besondere Beziehung pflegen. Die eine war Emma Jenni-Hoppeler: Als Schlummermutter sorgte die Lausannerin für Mahmut Esat Bozkurt, einen der zahlreichen Jünglinge aus dem Osmanischen Reich, die Anfang des 20. Jahrhunderts am Genfersee studierten. Sie brachte ihm aber auch Französisch bei und lehrte ihn die Liebe zu den Schweizer Institutionen. Die andere war Lina Weissert, die Ehefrau des Berner Rechtsprofessors Eugen Huber. Der bedeutende Gelehrte schrieb 1892 bis 1904 den Entwurf für das Schweizerische Zivilgesetzbuch, und er feilte so lange daran, bis seine Frau, eine Serviertochter ohne akademische Bildung, die Paragraphen für verständlich befand.

So schuf Eugen Huber ein «Filtrat westlicher Zivilisation», wie Bozkurt schwärmte: «Das neueste, vollkommene und demokratischste unter den geltenden Zivilgesetzbüchern der

«Es war – auch diplomatisch – ein genialer Streich, das damals modernste Recht zu übernehmen.»

Kulturländer.» Der junge Jurist kehrte nach dem Doktorat in Freiburg 1920 in seine Heimat zurück, gerufen von Mustafa Kemal. Der Offizier kämpfte im zerfallenden Osmanischen Reich für einen türkischen Nationalstaat. Er setzte 1920 eine erste Regierung in Ankara statt in Konstantinopel ein und gründete 1923 seine «kemalistische» Republik. Mahmut Esat Bozkurt diente ihm ab 1922 als Wirtschaftsminister und ab 1924 als Justizminister. Und er dachte an seine Erfahrungen in der Schweiz, als er für den jungen Staat die Gesetze schuf: Die Türkei schrieb ihr Zivilgesetzbuch wörtlich beim grossen Wurf von Eugen Huber ab.

«Es war – auch diplomatisch – ein genialer Streich, das damals modernste Recht zu übernehmen», sagt Hans-Lukas Kieser. Der Titularprofessor an der Uni Zürich forscht zur Geschichte der osmanischen und nachosmanischen Welt und ist Professor am Centre for the History of Violence in Newcastle, Australien. Er gab 2005 auch eine Studie zu den Vorkämpfern der «neuen Türkei» heraus, die zeitweise als «revolutionäre Bildungseliten» am Genfersee lebten. Dazu zählten Sükrü Saracoglu, später Finanzminister und Ministerpräsident, und Cemal Hüsnü Taray, nachmals Erziehungsminister, aber auch Prinz Sabahaddin. Der

Soziologe gründete 1906 im Osmanischen Reich eine Freisinnige Partei und kämpfte gegen den Einheitsstaat für Föderalismus; er musste aber 1913 als Liberaler und 1924 als Abkömmling der Sultansfamilie in die Schweiz flüchten. Einsam starb er 1948 in Neuenburg.

«Rückgrat des türkischen Laizismus»

Denn Mustafa Kemal schuf nicht nur einen laizistischen, sondern auch einen rabiat nationalistischen Staat. Sein Mitkämpfer Bozkurt schwärmte gar vom Führer Adolf Hitler und vom Nationalsozialismus. «Wer kein authentischer Türke ist», donnerte der Justizminister, «hat im Land der Türken nur ein einziges Recht: Diener, Sklave zu sein.» Die Grundlage dafür schrieb nach dem Unabhängigkeitskrieg der Vertrag von Lausanne von 1923 fest, so mit dem «Tausch» von 1,5 Millionen Griechen aus Ionien gegen 350 000 Muslime aus Griechenland. Dieses «fragwürdige Paradigma zur «Lösung» von Minoritätskonflikten», wie Hans-Lukas Kieser im Historischen Lexikon der Schweiz schreibt, segnete also «eine der grossen «ethnischen Säuberungen» des 20. Jahrhunderts sowie – stillschweigend – auch die Vernichtung der Armenier» diplomatisch ab.

Die Folgen zeigen sich in der Schweiz noch heute, nicht nur in den Auseinandersetzungen um den Völkermord an den Armeniern. Nach

1960 strömten Hunderttausende von Türken nach Europa, die Schweiz – mit Gastarbeitern vorwiegend aus Italien – schloss aber kein Anwerbeabkommen ab, wie es Deutschland schon 1961 tat. Erst nach dem Militärputsch von 1980 wuchs die türkische Diaspora in der Schweiz schnell bis auf 80 000 Menschen an, davon der grosse Teil verfolgte Kurden. Hier sammelt sich denn auch die Opposition gegen Erdogan. «Die Schweiz ist die Hochburg der kurdischen HDP, der einzigen demokratischen Partei», weiss Hans-Lukas Kieser. Er rechnet zwar nicht mit offenen Kämpfen zwischen Anhängern und Gegnern des türkischen Herrschers wie in Deutschland, rät aber zur Wachsamkeit: «Wie der Streit zwischen Türken und Kurden in Bern im letzten September zeigte, sind solche Auseinandersetzungen nicht auszuschliessen.»

Was den Schweizer Geist in der Türkei angeht, zeigt sich der Historiker vorsichtig zuversichtlich: «Das Zivilgesetzbuch als Rückgrat des türkischen Laizismus, also der kemalistischen Revolution, ist bis heute im Prinzip unangetastet geblieben.» Die eigene türkische Fassung von 2004 vollzog schweizerische Reformen nach. Angesichts des internationalen Drucks glaube er nicht, dass Erdogan die Scharia wiedereinführen könne, sagt Hans-Lukas Kieser. Allerdings sei das laizistische Credo «bereits demontiert worden», gerade was die Stellung der Frauen angehe: «Ein Gesetzestext reicht nicht, wenn der Zeitgeist in eine andere Richtung weht.»

Hans-Lukas Kieser, Astrid Meier, Walter Stoffel (Hg.): Revolution islamischen Rechts. Das Schweizerische ZGB in der Türkei. Chronos, 2008

Hans-Lukas Kieser, Mustafa Ideli, Virginia Suter Reich (Hg.): Neue Menschenlandschaften. Migration Türkei–Schweiz 1961–2011. Chronos, 2011



Grosser Wurf: Lina und Eugen Huber, um 1873.



Liebe zur Schweiz: Mahmut Esat Bozkurt, 1919.

Übervater der Nation

Von Norman Stone — Er war ein brillanter Offizier, schlug Briten und Franzosen bei Gallipoli und gründete 1923 die Republik Türkei. Mustafa Kemal Atatürk (1881–1938) formte aus dem rückständigen Land, Spielball europäischer Mächte, einen unabhängigen, säkularen und allseits respektierten Staat.

Überall in der Türkei wird der Reisende Statuen des Staatsgründers Mustafa Kemal Atatürk sehen. Sie sind nicht zufällig so allgegenwärtig wie Lenin-Statuen in Russland. Die junge Sowjetunion betrat die Weltbühne ungefähr zur selben Zeit (1922/23) wie die junge Türkische Republik, und beide Länder waren Verbündete. 1920 bestand die Gefahr einer Teilung des Landes: Die Griechen hatten den Westen besetzt, die Armenier den Osten und die Briten die Hauptstadt Istanbul.

In Ankara, das damals kaum mehr als einen Bahnhof vorzuweisen hatte, formierte sich unter Atatürk («Vater der Türken»), wie er später genannt wurde, eine nationale Widerstandsbewegung. Atatürk nahm Kontakt zu Lenin auf, der Waffen und Gold schickte, und schlug ihm einen Deal vor: Die Sowjetunion verzichtet auf den grössten Teil Armeniens, die Türkei mischt sich nicht in den Kaukasus ein. In der Folge besiegten die Türken dann die Armenier, die Franzosen und die Griechen. Die Briten lenkten im November 1922 ein, woraufhin sich Sultan Mehmed VI. mit seinen fünf Frauen an Bord eines britischen Kriegsschiffs ins Exil begab. In Malta wurde ihm von den Briten die Rechnung präsentiert. Atatürk war nun bis zu seinem Tod im Jahr 1938 die beherrschende Figur in der Türkei. Wegen der Belastungen seines Amtes starb er schon mit 57 Jahren (interessanterweise war auch Lenin mit 54 früh gestorben).

Rückhalt bei Imamen und Kurden

In den fünfzehn Jahren zwischen der Ausrufung der Republik und dem Tod Atatürks erlebte das Land eine radikale Transformation. Lenin wurde verehrt, weil er das bäuerliche Russland in eine gigantische Industrienation verwandelt hatte – so jedenfalls die Legende. Atatürks Renommee ist fundierter. Er hat ein rückständiges Land, Spielball europäischer Mächte, zu einem unabhängigen und allseits respektierten Staat gemacht. Die vielen Statuen sind durchaus berechtigt, aber ich vermute, dass er der kultartigen Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, bald überdrüssig war und spöttische Witze darüber machte. In Kapadokien gibt es eine Autowerkstatt, die auf einem Schild an einen Ausspruch Atatürks erinnert: «Der türkische Automobilist ist ein Mann von ausgesprochen heiklem Temperament.»

Atatürk wurde 1881 als Mustafa Kemal in Saloniki geboren. Aus Protest gegen seine religiöse Erziehung trat er schon früh in eine Kadet-

tenanstalt ein. Saloniki war damals eine Stadt mit türkischer und jüdischer Bevölkerung. Im benachbarten Griechenland und Bulgarien waren Nationalstaaten mit europäischen Monarchen entstanden, die die Unterstützung Grossbritanniens oder Österreich-Ungarns hatten. Die Türken wurden vertrieben, und auch in Saloniki kam es 1912 zu diesem dramatischen Ereignis.

Die Jungtürken träumten von einem eigenen Staat. Mustafa Kemal und die anderen Offiziere, darunter der spätere Enver Pascha, organisierten 1908 einen Aufstand gegen den Sultan und gingen daran, eine selbständige türkische Nation aufzubauen.

Mustafa Kemal war ein ausgezeichnete Offizier. Er schlug die Briten und Franzosen bei Gallipoli und genoss nach dem Krieg so viel Ansehen, dass er eine nationale Widerstandsbewegung ins Leben rufen konnte, die sich gegen die Besatzer und ihre Kollaborateure richtete, zu denen auch der Sultan zählte. 1919

Atatürk bezeichnete den Islam als «verwesende Leiche» und sorgte damit für Ressentiments.

ging Mustafa Kemal nach Zentralanatolien und organisierte dort den Widerstand. Er kooperierte mit den örtlichen Notabeln, auch mit islamischen Geistlichen, für die es ein unerhörter Akt war, sich gegen den Sultankalifen zu stellen. Er verhandelte mit kurdischen Stammesführern, die zum Teil mit den Briten sympathisierten. In einem klapprigen deutschen Stabsautomobil gelangte er schliesslich nach Ankara und nahm Kontakt zu Lenin auf.

Seine Offiziere waren europäisch erzogene Jungtürken, aber Rückhalt fand er bei Imamen und den Kurden, deren Kampfbereitschaft daher rührte, dass sie nicht unter armenische Herrschaft geraten wollten. All diese Kräfte unter einen Hut zu bringen, war nicht einfach, aber er schaffte es – nach Art eines de Gaulle. Und noch etwas anderes verband ihn mit de Gaulle: Er verhandelte mit den Kommunisten aus einer Position der Schwäche heraus und bekam mehr von ihnen als diese von ihm. Auf sein Geheiss wurde sogar, auch dies ein Zeichen seiner Schläue, eine sogenannte Kommunistische Partei gegründet, deren Generalsekretär Celal Bayar war, der spätere Direktor der Zentralbank.

Mustafa Kemal war ein ritterlicher Soldat. Bei der Einnahme des brennenden Smyrna wurde er von Offizieren gedrängt, auf eine griechische Flagge zu treten und das Grandhotel «Krämer Palace» zu inspizieren, in dem der griechische König logiert hatte. Atatürk lehnte mit den Worten ab: «Für diese Fahne haben Männer ihr Leben gegeben.» Aber vor der noch jungen türkischen Handelskammer erklärte er, dass die Türkei sich radikal modernisieren müsse, was Riesenanstrengungen verlange.

Natürlich half ihm, dass das Land überschwemmt war von Flüchtlingen, viele davon griechischsprachig, aber Muslime. Sie stellten etwa ein Drittel der städtischen Bevölkerung. Man musste bei der Sprache anfangen, so wie vor hundert Jahren die Juden in Palästina (unter denen ein Streit entbrannte, ob Deutsch oder Hebräisch die Unterrichtssprache sein sollte). Da das Türkische acht Vokale hat, war die arabische Schrift, wenngleich religiös begründet, mit ihren drei Vokalen nicht sonderlich geeignet. 1928 wurde über Nacht das lateinische Alphabet (mit einigen Sonderzeichen) eingeführt. Das Ergebnis: Die Türken sind gebildete Leute und haben eine Literatur, die weltweites Ansehen genießt. Die Scharia wurde als Fortschrittsbremse abgeschafft und das europäische Recht eingeführt (das Zivilrecht wurde aus der Schweiz übernommen). 1933 war im Radio nur klassische westliche Musik zu hören, sehr beliebt waren Bartók und Hindemith, und an der Istanbul Universität lehrten zahlreiche deutsch-jüdische Professoren, deren Namen noch heute ein Begriff sind. Als Atatürk 1938 starb, erschien alle Welt zu seinem Begräbnis.

Das ist natürlich Hagiografie. Es gibt noch eine andere Seite. Der Umgang der Republik mit den Kurden und vor allem mit dem Islam, den Atatürk als «verwesende Leiche» bezeichnete, sorgte für Ressentiments, die in der Folgezeit an die Oberfläche kamen. Der Nationalismus der 1930er Jahre, die martialischen Aufmärsche und die grandiosen geschichtlichen Entwürfe, all das mutet heutzutage kurios an. Manche Stimmen fordern inzwischen den Abriss der Atatürk-Statuen. Er ist trotzdem bis heute ein grosser Mann.

Norman Stone, 75, ist ein britischer Historiker mit Spezialgebiet europäische Geschichte. Er publizierte zahlreiche Werke, darunter eine Hitler-Biografie. Er lehrte als Professor für moderne Geschichte an der Universität Oxford. Seit 2005 unterrichtet er an der Koç-Universität in Istanbul. Von 1987 bis 1990 war er aussenpolitischer Berater der Regierung Thatcher.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Ritterlicher Soldat: Kundgebung zu Ehren Atatürks im Mai in Istanbul.

Ein Unfall

Von Henryk M. Broder — Immer mehr «rote Linien», die nicht überschritten werden dürfen.



Wenn es um euphemistische Erfindungen geht, liegt Deutschland im internationalen Wettbewerb weit vorne. Der Völkermord an den Juden wurde als «Endlösung der Judenfrage» präsentiert; der Bau der innerdeutschen Mauer im Jahre 1961 diente nicht dazu, DDR-Bürger von der Flucht in den Westen abzuhalten, sondern das Eindringen westlicher Agenten in die DDR zu verhindern, der «antifaschistische Schutzwall» war ein Mittel der Selbstverteidigung. Heute hat sich die Sprachregelung etabliert, dass der Islamismus mit dem Islam «nichts zu tun» hat und dass der Islam eine «Religion des Friedens» ist, die nur von einigen ihrer Angehörigen nicht richtig verstanden wird. Wer diese Glaubenssätze anzweifelt, ist ein «Rechtspopulist», der von seinem Recht auf Meinungsfreiheit nur Gebrauch macht, um es zu missbrauchen.

Aber das ist noch nicht alles. Beinahe jeden Tag werden neue «rote Linien» gezogen, die nicht überschritten werden dürfen. Die «Tageschau» der ARD zum Beispiel hat sich vor kurzem mit einem Appell an die User ihrer Homepage gewandt: «Bitte verzichten Sie bei Ihren Ausführungen auf Vergleiche zwischen dem Nationalsozialismus und der aktuellen Lage in der Türkei. Entsprechende Analogien werden von der Moderation nicht freigeschaltet.» Von dem kleinen Fehler am Ende des Satzes mal abgesehen – es bleibt unklar, ob das Dritte Reich oder das System Erdogan vor verleumderischen Behauptungen geschützt werden soll.

Dabei sind allerlei Vergleiche sonst an der Tagesordnung: Die Muslime sind die Juden des 21. Jahrhunderts; die Israelis sind die Nazis des 21. Jahrhunderts, und die Deutschen sind die Pazifisten des 21. Jahrhunderts. Man vergleicht alles mit allem. Nur auf den Vergleich zwischen Hitler und Erdogan soll man verzichten, denn der eine Despot ist noch im Amt, und man möchte ihn nicht reizen. Er könnte böse werden. In die gleiche Kategorie gehören auch Ratschläge zum Umgang mit dem Terror. «Wir müssen lernen, mit dieser Art von Lebensgefahr umzugehen, die letztlich viel geringer bleibt als die Gefahr von tödlichen Verkehrsunfällen», hiess es neulich in den «Tagesthemen».

Gewiss doch. Letztlich war auch Nizza nur ein Verkehrsunfall mit einem Lastwagen.

Das Motto der Faulen

Von Kurt Schiltknecht — Mit ihrer Geldpolitik haben die Notenbanken die Probleme übertüncht. Jetzt muss die Federal Reserve die Zinsen erhöhen. Die Folgen sind unabsehbar.

In den letzten Jahren wussten selbst die Notenbanken nicht, wohin sie ihre geldpolitische Fahrt führen würde oder wann sie die übermässige Ausweitung der Liquidität beenden würden. Nun scheint das Ende des Tunnels in Sicht. Die Inflationsraten in den Industrieländern stiegen zuletzt leicht an. So bewegt sich beispielsweise die amerikanische Inflation in dem von der US-Notenbank Federal Reserve angestrebten Rahmen. Weil die Arbeitskosten in den letzten Monaten etwas stärker als die Produktivität zugenommen haben, dürfte die Inflation weiter leicht ansteigen. Auch die Arbeitslosigkeit liegt im gewünschten Bereich, weshalb die amerikanische Notenbank nicht darum herumkommen wird, in nächster Zeit die Zinsen weiter zu erhöhen. Bisher hat sie das nur zögerlich getan und immer wieder fadenscheinige Gründe für einen Verzicht auf weitere Schritte vorgebracht.

Die weitverbreitete Angst der Notenbanken vor Zinserhöhungen ist nicht gerechtfertigt. Das lange Festhalten am Quantitative Easing, an der Nullzinspolitik oder an den Negativzinsen hat zu Verzerrungen auf den Finanzmärkten geführt und die immer noch ungelösten Banken- und Schuldenprobleme übertüncht. Weil selbst die unter der Schuldenlast fast zusammenbrechenden Staaten für ihre Kredite kaum mehr Zinsen zahlen müssen, ist die Lösung des Schuldenproblems auf die lange Bank geschoben worden. Auch die Lösung der Bankenprobleme im Euro-Raum wurde nicht konsequent an die Hand genommen. Die Geldschwemme, die wegen der unzureichenden Kapitalausstattung nur unwesentlich zur Belebung des Kreditgeschäftes und der Konjunktur beigetragen hat, hat wenigstens Liquiditätsprobleme vermieden, aber den Irrglauben genährt, es gehe den Banken wesentlich besser. Wenn nun die Zinsen zur Vermeidung einer inflationären Entwicklung erhöht werden müssen, werden die Probleme wieder vermehrt ans Tageslicht treten. Zudem werden die Verzerrungen auf den Finanzmärkten korrigiert. Das bedeutet schmerzhaft Anpassungskosten.

Wie die Devisen-, Aktien- und Immobilienmärkte auf Zinserhöhungen und den Abbau von Aktiven der Notenbanken reagieren werden, steht in den Sternen. Länder mit gut kapitalisierten Banken, Versicherungen und Indus-

trieunternehmen werden die Anpassungskosten besser und schneller wegstecken können. Allerdings kann nie ausgeschlossen werden, dass es beim Einsetzen des Korrekturprozesses auf den Finanzmärkten und im Immobilienbereich zu Übertreibungen kommt.

Hohe Anpassungskosten

Wenn die Notenbanken die Käufe von Staatspapieren drosseln, einstellen oder sogar zu Verkäufen schreiten, werden die überschuldeten Staaten tiefer in die Tasche greifen müssen. Wenn die Schulden rund hundert Prozent des Volkseinkommens ausmachen, bedeutet ein Anstieg des Zinsniveaus um ein Prozent, dass die Schuldnerländer, um eine weitere Vergrößerung des Defizites zu vermeiden, ihre Ausgaben im Ausmass von einem Prozent des Volkseinkommens kürzen müssen. Negative Spuren

werden auch die mit höheren Zinsen einhergehenden Verluste auf den festverzinslichen Wertpapieren hinterlassen. Insbesondere Pensionskassen und Versicherungen, die nicht alle Gelder in Aktien oder Immobilien anlegen dürfen und deshalb einen zu hohen Bestand an festverzinslichen Papieren halten, werden kurzfristig von Zinserhöhungen betroffen sein.

Weil die Notenbanken sich bewusst sind, dass Zinserhöhungen unter den heute herrschenden Verhältnissen grosse Kosten mit sich bringen und die positiven Folgen der Normalisierung der Geldpolitik sich erst später bemerkbar machen, werden sie auf Zinserhöhungen so lange als möglich verzichten. Notenbanken haben eine Tradition, die Lösung monetärer Probleme hinauszuschieben. Lieber nehmen sie Marktverzerrungen und Inflation in Kauf, in der Hoffnung, dass sich die Schulden der Staaten dank einer Inflation entwerten. Der Preis dieser Strategie werden ein noch lange anhaltendes schwaches Wachstum und eine steigende Inflation sein. Aus der nun seit vielen Jahren herrschenden Stagnation der Weltwirtschaft kann nur dauerhaft ausgebrochen werden, wenn ein Rückfall in eine Inflation vermieden und konsequenter an der Lösung der Schulden- und Bankenprobleme gearbeitet wird. Doch so, wie es scheint, haben sich viele Notenbanken in ihrer Zinspolitik das Motto der Faulen zu eigen gemacht: «Morgen, morgen, nur nicht heute.»



Der vergiftete Kelch

Von Urs Gehrig — In Griechenland wird ein Amerikaner des Putschs bezichtigt. In geheimer Mission plante er den «Grexit» – mit Hilfe der Armee. Der Angeschuldigte nimmt Stellung.

Aufruhr in Athen. In den Medien ist von einem geplanten «Staatsstreich» die Rede. Nicht von jenem beim Nachbarn Türkei, sondern von einem zu Hause, in Hellas. Die Regierungspartei Koalition der radikalen Linken (Syriza) habe das Militär gegen das gebeutelte Volk einsetzen wollen. Sowohl die konservative Nea Dimokratia als auch die linke Pasok fordern eine offizielle Untersuchung des «Geheimplans».

Entfacht wurde der Sturm durch ein Buch mit dem süffigen Titel «Welcome to the Poisoned Chalice» (Willkommen im vergifteten Kelch) des Amerikaners James K. Galbraith*. Darin schildert der linksliberale Ökonom seine geheime Mission (Februar bis Juni 2015) im Auftrag des damaligen Finanzministers Yanis Varoufakis. Der schillernde Grieche hatte Galbraith beauftragt, als Leiter eines fünfköpfigen «Kriegs-Kabinetts» ein Notfallszenario für einen Grexit zu planen («Plan X»). Die *Weltwoche* hat Galbraith telefonisch in Vermont erreicht.

Herr Galbraith, in Griechenland schimpft man Sie einen Putschisten. Was führten Sie im Schild?

Das sind politisch motivierte Anschuldigungen. Der Plan, die griechische Regierung zu zerrütten, wurde nicht von uns betrieben, sondern vom deutschen Finanzministerium. Wir handelten im Auftrag der gewählten Regierung [Syriza], nicht gegen sie.

Sie gingen bisweilen vor wie in einem Agenten-Thriller. Beispielsweise legten Sie Ihre Mobiltelefone in den Hotelkühlschrank. Wozu das?

Kühlschränke sind stille Orte. Im Falle einer Überwachung waren sie dort gut aufgehoben. Wir waren uns über den hochexplosiven Inhalt der Verhandlungen bewusst, deshalb hielten wir alles geheim.

Begonnen hat alles mit einer E-Mail. «Komm her, so schnell du kannst.» Absender: Yanis Varoufakis. Was verschaffte Ihnen die Ehre?

Ich kenne Yanis seit Jahren. Er war mein Professoren-Kollege an der Universität von Texas. Als er im Januar 2015 Finanzminister wurde, bat er mich, nach Athen zu reisen.

Varoufakis begrüßte Sie mit den Worten: «Willkommen im vergifteten Kelch.»

Die Lage war hochdramatisch. Das Land stand unter einem drakonischen Spardiktat. Verschiedene Kredite liefen aus. Im Juli



«Hochdramatisch»: Varoufakis (l.), Galbraith.

steuerte Griechenland auf die ultimative Deadline zu. Varoufakis war damals im Volk extrem beliebt. Schulkinder belagerten ihn, Buschauffeure salutierten. Die Erwartungen waren riesig. Ich stand ihm als Freund und Helfer beratend zur Seite, auf freiwilliger Basis. Im Laufe dieser Arbeit fragte er mich, ob ich einen Notplan ausarbeiten könne für den Fall, dass Griechenland gezwungen würde, die Euro-Zone zu verlassen. Die Drohung stand im Raum. Der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble drängte ziemlich offen auf einen Austritt Griechenlands.

Galbraith präsentiert im Anhang seines Buches erstmals Details zum «Plan X». Fix wie ein Rollkommando sollte die Aufgabe des Euro vonstattengehen: Die Regierung ruft den Notstand aus. Verstaatlicht Zentralbank und Privatbanken. Stellt Guthaben und Kredite auf die «neue Drachme» um. Druckt und verteilt Schuldscheine, um Löhne und Renten auszuzahlen. Eine Schlüsselrolle im «Geheimplan X» war für die Armee vorgesehen.

Herr Galbraith, Soldaten sollten nach einer Rückkehr zur Drachme Unruhen niederschlagen und gegen Plünderer vorgehen. Polizei, Lehrer und Beamte sollten als Helfer zwangsrekrutiert werden. Starker Tobak!

Es ist offensichtlich, dass ein Ausstieg aus dem Euro-Raum potenziell sehr tumultuös ablaufen würde. Es stellte sich beispielsweise die Frage: Wer hat die Kapazität, Treibstoffreserven bereitzustellen? Da kam zwingend das Verteidigungsministerium in Frage. Ich halte jedoch fest: Wir standen nie

im Kontakt mit der Armee oder dem Verteidigungsministerium. Unser «Plan X» war nicht operativ. Dafür hätten wir fünfhundert Leute gebraucht, nicht fünf.

Premier Tsipras hat abgestritten, von Plan X gewusst zu haben. Sagt er die Wahrheit?

Wie Tsipras letzten August im Parlament sagte, hat er den Finanzminister darum gebeten, sich mit dem Exit-Szenario zu beschäftigen. Nachdem wir unser Memorandum abgefasst hatten, kam es im Mai 2015 zu einer Unterredung zwischen Tsipras und Varoufakis. Die Details dieses Gesprächs kenne ich nicht.

In Ihrem Buch kritisieren Sie die harte Haltung Deutschlands scharf. Wie haben Sie Minister Schäuble erlebt?

Als ehrlichen Gesprächspartner, freundlich und professionell. Aber seine Motivation reichte weit über den Punkt hinaus, der gut war für Griechenland. Wenn es nur darum gegangen wäre, die Bedingungen der griechischen Wirtschaft zu verbessern, dann hätte man ein Abkommen gefunden. Aber offensichtlich machte die Frage, welche Auswirkungen dies auf Osteuropa, Spanien und Portugal und auch Frankreich gehabt hätte, es sehr schwer für die Gläubiger, flexibel zu sein. «Griechenland ist kein unabhängiger Staat mehr», schreiben Sie im Buch. Wie steht es heute um Griechenlands Wirtschaft?

Deutschland und die Euro-Länder zwangen Griechenland zur bedingungslosen Kapitulation mit Reparationen. Es ist eine Enteignung griechischer Bürger im Gang. Das ist aus meiner Sicht äusserst problematisch. Es wirft die Frage über das Funktionieren der Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse in Europa auf. Die Aussicht für Griechenland ist deprimierend. Hunderttausende sind in den letzten Jahren ausgewandert. Das wird den Charakter des Landes fundamental verändern. Ausser passivem Widerstand sehe ich keine Lösung. Es sei denn, sonst wo in Europa erhebt sich Widerstand.

Ist Plan X vom Tisch?

Ein Grexit steht heute weder bei der Regierung noch bei der Opposition auf der Agenda. Plan X war ein defensiver Plan für eine Situation, die wir nie wollten und die letztlich nicht eingetreten ist. Aus meiner Sicht könnte es sehr wohl ein anderes Land treffen. Italien zum Beispiel, das würde ich keineswegs ausschliessen.

James K. Galbraith: Welcome to the Poisoned Chalice – The Destruction of Greece and the Future of Europe. Yale University Press. 232 S.

James K. Galbraith, 64, ist Wirtschaftspräsident in Texas. Er ist der Sohn von John Kenneth Galbraith, einem der berühmtesten Ökonomen des 20. Jahrhunderts. Auch er pflegte enge Beziehungen zu Griechenland, namentlich zu Andreas Papandreu. Durch Intervention rettete er 1967 den späteren Premier Griechenlands vor der Exekution durch die Militärputschisten.

Rechter Glaube, falscher Glaube

Von Christoph Mörgeli

Wilhelm Busch oder Thomas Mann könnten den Namen nicht schöner erfinden: Antonius Liedhegener. Antonius Liedhegener doziert an der Universität Luzern – und zwar am Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik. An diesem Zentrum werden Religion, Wirtschaft und Politik wissenschaftlich vermengt, vermischt und verwechselt. Zum Beispiel durch Antonius Liedhegener. Kürzlich offenbarte der deutsche Staatsangehörige der CVP in der NZZ seine «Perspektiven für eine Erneuerung».

Vorab konstatierte der Spezialist für politischen Katholizismus messerscharf: «Die CVP steckt in der Krise.» Aber nicht mehr lange. Denn laut Liedhegener muss sich die CVP einfach wieder auf das «C» zurückbesinnen. Dieses «C» sei – so Liedhegener völlig ironiefrei – der «Himmelsanker» der CVP. Die Partei müsse das Christliche als Wertehaltung einfach «gesellschaftlich präsent» halten. Unchristlich nennt er die die Ablehnung des Unchristlichen, speziell des Islam. Christlich ist dafür die Ablehnung des andern Unchristlichen, nämlich der SVP.

Zitat des Professors für Religionswirtschaftspolitik: «Längst haben weiteste Kreise der SVP-Wählerschaft selbst keine lebendige Anschauung mehr vom Christentum. Das ist bei der CVP-Wählerschaft ganz anders.» Schon kurze Zeit nach Übersiedlung in die Zentralschweiz überkam den Westfalen Antonius Liedhegener also die Erkenntnis: Die CVP-Wähler leben das lebendige Christentum. Die SVP-Wähler haben das Christentum lediglich «musealisiert».

Nun liesse sich trefflich streiten, ob Papsttum, Zölibat und Verbot von Schwangerschaftsverhütung lebendiges oder musealisiertes Christentum sind. Für viele Katholiken geht es hier um feste Glaubensgrundsätze, denen ihre Kirche eine über zweitausendjährige Existenz verdankt. Diese sind für sie ein sicherer Grund als Befreiungstheologie, halblinke Sozialpolitik oder das von Antonius Liedhegener gehegte Lied der unappetitlichen Vermengung von «Entwicklungszusammenarbeit», «Zivilgesellschaft», «Initiativen» und «NGO».

Gnade Gott, wenn die SVP auf einem Plakat zur Ausländerkriminalität die weissen von den schwarzen Schafen trennt. Doch wenn ein deutscher CVP-Berater die Schweizer Rechtgläubigen von den Falschgläubigen trennt, darf ausgerechnet dieser selbstgerechte Heuchler in der NZZ von «selbstkritischem Christentum» reden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Verkehrstote pro Tag: 40-mal Nizza

Von Peter Bodenmann — Jeden Tag sterben weltweit 3400 Menschen im Strassenverkehr. Vorab Fussgänger und Velofahrer.



Totale Sicherheit gibt es nicht: Massenkarambolage in Nordrhein-Westfalen.

Jedes Jahr sterben auf den Strassen dieser Welt 1,25 Millionen Menschen. Die Hälfte der Opfer des Strassenverkehrs sind Radfahrer und Fussgänger. Jeder Verkehrstote ist einer zu viel. Jeder Verkehrstote lässt Angehörige und Freunde trauern. Wir schauen weg, weil die Autoindustrie zu wichtig ist. Stattdessen regen wir uns über einen toten Tesla-Fahrer auf, der die Betriebsanleitung nicht studiert hat.

In Nizza raste ein depressiver Kleinkrimineller mit einem 18-Tonnen-Lastwagen in eine feiernde Menschenmenge. 84 Kinder, Frauen und Männer verloren ihr Leben. Weitere werden ein Leben lang an ihren Verletzungen und Ängsten leiden. Am gleichen Tag als in Nizza 84 Menschen starben, wurden weltweit mehr als 3400 Personen Opfer des Molochs Verkehr. 40-mal mehr als in Nizza. Grössenordnungen trösten niemanden. Aber sie erleichtern den rationalen Umgang mit Katastrophen.

Frankreich ist nicht im Krieg mit den Terroristen. Wer – wie Hollande und Valls – aus Kleinkriminellen Krieger auf Augenhöhe macht, wertet sie auf. Macht aus ihnen Märtyrer des radikal Anderen und der radikalen anderen. Erleichtert die Rekrutierung von psychotischen, schwer geltungsbedürftigen Nachahmungstätern. Wer wegen dieser Psychos wie Frankreich auch noch Reservisten aufbietet, hat den politischen Verstand verloren. Geht Marine Le Pen auf den Leim. Denn

totale Sicherheit gibt es nicht, kann und darf es nicht geben. Offene Gesellschaften sind nur verletzlich, wenn sie nicht gelassen bleiben.

Terrorismus ist die Kinderkrankheit der Systemveränderer. Anschläge auf Zivilisten helfen in aller Regel den Herrschenden. Hollande, Valls und Co. nutzen dies nicht.

Ganz anders der Sultan aus Ankara. Für ihn – den Gottgleichen – ist der Putsch von Teilen der Armee ein «Gottesgeschenk».

Die Türkei hat – was die Truppenstärke anbelangt – die zweitstärkste Armee der Nato. Die Offiziere von Nato-Armeen durchlaufen in Sachen Krieg gegen innen und gegen aussen die besten Ausbildungen dieser Welt.

Wer glaubt im Ernst daran, dass wichtige Teile der türkischen Armee einen so dilettantischen Putschversuch gegen den Sultan Erdogan unternommen haben? Sie legten nur einen TV-Sender lahm. Warum nicht alle? Sie haben vergessen, das Internet abzuschalten. Wieso? Und die zweitbeste Luftwaffe der Region war nicht in der Lage, den Feriensitz Erdogans in Schutt und Asche zu legen.

Wahrscheinlicher ist es, dass Erdogan sich das Geschenk Gottes gleich selber gemacht hat. Deshalb wurden innert 24 Stunden 2850 Richter verhaftet, abgesetzt oder suspendiert.

Der Sommer ist heiss. Politisch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Ende des Extras

Von Kurt W. Zimmermann — Die letzte Woche hat schön demonstriert, warum die Tradition der Extrablätter ausgestorben ist.

Wenn man am letzten Freitagmorgen die Zeitung aufschlug, dann war die Welt in Ordnung. Es gab nur ein paar kleinere Probleme.

«Schweiz ohne Stau ist Illusion», war die Schlagzeile des *Blick*. «Fische leiden unter den Pestiziden», titelte die *Berner Zeitung*. «Wermutstropfen für die Industrie», war der Aufmacher der *Basler Zeitung*.

An diesem problemlosen Freitagmorgen war es seit dem Terroranschlag von Nizza neun Stunden her. In den Schweizer Zeitungen stand darüber kein Wort.

Noch vor fünfzehn Jahren wäre ein solch kollektiver Informationsstopp in den Zeitungen undenkbar gewesen. Die Redaktionen hätten «nachgeschoben», wie man dem sagt. Sie hätten morgens um zwei die Maschinen angehalten und die Druckplatten ausgewechselt. Ein guter Teil der Leser hätte am Freitagmorgen damit eine aktualisierte Ausgabe zum Grossereignis bekommen.

Das taten diesmal die wenigsten. Die *NZZ* («Lastwagen rast in Menschenmenge») und der *Tages-Anzeiger* brachten die News für eine Teilaufgabe noch auf die Front.

Heute wird nicht mehr systematisch nachgeschoben. Heute hat man das Internet. Manche Online-Redaktionen arbeiteten in der Nacht von Nizza durch. Die Zeitungsredaktoren hingegen gingen lieber zum Schlummertrunk.

Für die Blätter auf Papier ist das keine gute Entwicklung. Warum soll man eine Zeitung abonnieren, die über Staus und Fische schreibt, wenn zugleich Weltgeschichte geschrieben wird?

Vom Timing her war Nizza das Exempel, warum klassische Zeitungen vor allem für jüngere Leser als «Schlafzimmer» gelten. Nizza war der Worst Case. Es passierte genau zu jener Tageszeit, wo nichts passieren darf. Am späten Abend verarbeiten Redaktionen nur noch im Voraus planbare Events wie das Penalty-schiessen in der Champions League. Sonst resignieren sie.

Nizza ist damit ein Beispiel, wie sich in der digitalen Welt das Selbstverständnis der schreibenden Journalisten verändert hat. In ihrer Geschichte sahen sie sich stets als die Burgherren der Nachrichten. Nun haben sie sich mit ihrer Rolle als Zweitklass-Informanten abgefunden.

Noch vor fünfzehn Jahren hätten manche Zeitungen nach einem Attentat wie in Nizza wahrscheinlich ein Extrablatt produziert und am Freitagmorgen an Bahnhöfen und auf Plätzen verteilt. Extrablätter waren über Jahr-



«Nachgeschoben»: *Blick*-Extrablatt, 1978.

hunderte eine Tradition des Journalismus. Sie signalisierten, dass auf die Redaktionen rund um die Uhr Verlass war.

Extrablätter, die tagsüber erschienen, gab es etwa zu den Swissair-Abstürzen in Würenlingen und Halifax, zur Fusion von Bankgesellschaft und Bankverein, zum Zugunglück in Zürich Oerlikon, zu Olympiamedaillen in Atlanta, zu Tschernobyl und zu Bundesratswahlen.

Noch im Jahr 2003, zum Beginn des Irakkriegs, warfen der *Tages-Anzeiger*, die *NZZ*, der *Blick* und die *Neue Luzerner Zeitung* gleichzeitig Extrablätter auf den Markt und verteilten sie auf Strassen, an Haltestellen und in Restaurants. Sie waren ein Zeichen von journalistischem Anspruch und Stolz.

Das gibt es heute nicht mehr. Zeitungen sind nicht mehr extra. Sie brauchen darum keine Extrablätter mehr.

Nach Nizza kam es nur einen Tag später ähnlich schlimm. Der Militärputsch in der Türkei passierte etwas früher als der Anschlag an der Côte und schaffte es darum noch auf die Frontseiten. «Türkische Armee verkündet Machtübernahme», titelte der *Tages-Anzeiger*. «Militärputsch in der Türkei», schlagzeilte die *NZZ*. «Putsch in der Türkei!», rief der *Blick*.

Als die Leser am Samstagmorgen ihr Blatt mit den Putsch-Schlagzeilen in die Hand nahmen, war der Putsch bereits vorbei.

Träge Herzen

Von Beatrice Schlag — Erschöpft seit Jahrhunderten.

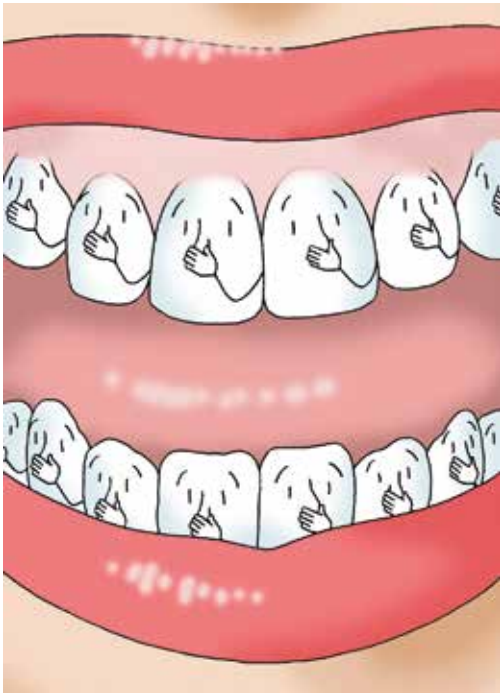
Der Lastwagen in Nizza, der Putsch in der Türkei, die toten schwarzen Polizeioficer und die erschossenen weissen Polizisten in den USA: Wer auch nur einen Funken Interesse an der Außenwelt hat, dem rattert der Kopf zurzeit unaufhörlich bei dem Bemühen, Dinge zu begreifen. Der Schädel brummt vor Überforderung in einer nicht mehr verständlichen Welt, was den Arbeitgeber überhaupt nicht interessiert, der für Leistung bezahlt. Und dauernd piept das Handy: «Denk an die Sondersitzung, den Geburtstag von Helen, vergiss nicht, auf dem Heimweg Rüebli und Abwaschmittel einzukaufen.» Psychologen und Soziologen sagen, die menschliche Energie habe sich über die Jahrhunderte kaum verändert, während Technologie, Globalisierung und die damit verbundene Beschleunigung so rasant vorangingen, dass wir erschöpfter seien als je in der Geschichte. Man glaubt ihnen, denn genau so fühlt es sich an. Es stimmt trotzdem nicht.

Wer sich auch nur eine Folge der grossartigen Serie «Downton Abbey» über eine britische Adelsfamilie vor hundert Jahren anschaut, fragt sich, was diese Leute je anderes taten als dreimal am Tag das Outfit zu wechseln, zum Lunch, zum Tea, zum Dinner. Arbeit, die wir als solche wiedererkennen, erledigte das Personal. Dennoch mussten sich die Schlossbewohner ständig zum Ausruhen zurückziehen. Sie ahnten ohne Medien und «Push News», dass die Welt sich veränderte. Und dass ihr Platz in dieser neuen Welt trotz Titeln plötzlich wackelte, wenn sie ihre Güter nicht klug bewirtschafteten, worin viele nicht geübt waren. Erschöpfung ist ein Phänomen, das seit der Antike dokumentiert ist. Sie wurde je nach Jahrhundert der Sternkonstellation, körperlichen Beschwerden, der Todessehnsucht, wirtschaftlichen Umwälzungen oder schlicht fehlender Willenskraft zugeschrieben. Aus dem Mittelalter stammt die Benennung «Acedia», am besten mit «Trägheit des Herzens» übersetzt. Träge Herzen wurden häufig bei Mönchen erkannt. Sie klinkten sich einfach aus, weil alles zu viel wurde, assen unmässig und beklagten sich über den mangelnden Beistand von Brüdern. «Sie sahen häufig zur Sonne auf, als ginge sie nicht früh genug unter», schrieb ein mittelalterlicher Abt. Klingt an manchen Tagen unangenehm vertraut.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man vor dem Zahnarztbesuch ein *Chnobl*-Brot essen?

Christian Zweifel, Herrliberg

Machen Sie sich über den Knoblauch im Essen keine Gedanken – sofern Sie in der Lage sind, während der ganzen Behandlung den Atem anzuhalten. Falls aber Mundgeruch auch sonst ein Thema für Sie ist, dann sprechen Sie den Zahnarzt darauf an. Zungenbelag, Zahnbettentzündungen oder Mundtrockenheit gehören zu den häufigsten Ursachen für Mundgeruch. Ihr Zahnarzt sorgt hier gerne für Abhilfe.

Prof. Dr. Andreas Filippi, Leiter der Mundgeruch-Sprechstunde des Universitären Zentrums für Zahnmedizin, Basel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Unsere Bildungspäpste wollen die Kartoffeln aus der Röstli eliminieren.» *Max Salm*

Realisten werden diffamiert

Nr. 28 – «Die europäische Tragödie»; Rudolf Strahm über Jugendarbeitslosigkeit in der EU

Erstaunlich, aber lobenswert, dass ein SP-Mann eine so realistische Analyse der Bildungssysteme Europas macht. Denn die SP und einige verwirrte Bürgerliche fahren unser bisher einzigartiges Bildungssystem mit Volldampf in den von Strahm aufgezeigten Abgrund. Anstatt die jungen Leute zu tüchtigen Mitarbeitern für unsere Wirtschaft auszubilden, werden sie zu akademischen Soziologen, Ethnologen et cetera gemacht. Berufe, die ausser in der wertschöpfungslosen Bundesverwaltung keine Zukunft haben. Eine gute Röstli besteht aus vielen Kartoffeln und einer Prise Salz. Unsere Bildungspäpste wollen die Kartoffeln aus der Röstli eliminieren. So werden wir alle in einem Haufen Salz verhungern. Wann übernehmen realistische Kräfte das Steuer des Bildungswesens? Leider werden heute die Realisten als Populisten diffamiert. *Max Salm, Umiken*

Höchste Zeit

Nr. 28 – «Zahlen und schweigen»; Alex Baur über Sozialfälle in Schweizer Gemeinden

Wie freute ich mich, als ich den Bericht über Waltalingen mit Fotos von Guntalingen entdeckte. Ich hatte in dem kleinen Bauerndorf im Zürcher Weinland meine Kindheits- und Jugendjahre verbracht. Meine Freude wich Betroffenheit, als ich mich in den Inhalt vertiefte. Statt den Steuerzahlern über die wahren Kosten der Sozialhilfe reinen Wein einzuschenken, versteckt man sich hinter dem Datenschutz. Wenn, wie in Waltalingen, über die Hälfte des Steuereinkommens für zwei Sozialfälle aufgewendet werden muss, so gibt dies zu denken. Es ist höchste Zeit, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, und dies über alle Parteigrenzen hinweg.

Annelies Farner-Ulrich, Oberstammheim

Churchills Fussstapfen

Nr. 28 – «Eisen in der Seele»; Nicholas Farrell über die neue britische Premierministerin

Anders als die deutsche Kanzlerin Angela Merkel ist Theresa May keine Deutsche aus der DDR, sondern Britin. Die Geschichte eines Landes prägt seine Bürgerinnen und Bürger. Vor allem die Britinnen und Briten sind sehr geschichts- und traditionsbewusst. England – seit 1707 Grossbritannien – hat eine mehrere hundert Jahre alte Geschichte. Das Deutschland von heute dagegen hat seine Wurzeln im



Fall Waltalingen: Gemeindepäsident Zuber.

deutschen Kaiserreich, das nach dem von Reichskanzler Bismarck mit seiner Emser Depesche provozierten Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 im Schloss von Versailles ausgerufen wurde. England hingegen ist die Wiege der parlamentarischen Demokratie – während die deutschen Königreiche, Herzog- und Erzbistümer et cetera absolutistisch über ihre Untertanen verfügten. Das englische Parlament von heute basiert auf dem von 1350, als das seit 1295 bestehende (beratende) Parlament in das House of Lords und in das House of Commons (!) aufgegliedert wurde. In der Bill of Rights von 1689 sind die Rechte des britischen Parlamentes gegenüber dem Königtum geregelt. England war auch sehr früh ein Rechtsstaat: Schon 1215 legten die Barone in der Magna Carta Libertatum ihre politischen Freiheiten gegenüber dem König fest. 1679 war die Habeas Corpus Amendment Act ein entscheidender Schritt zum Schutz von Verhafteten vor königlicher Willkür. (In Deutschland findet sich eine solche Bestimmung erst in der Verfassung des deutschen Reiches von 1919 – nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg.) Grossbritannien war ein Weltreich, «in dem die Sonne nie unterging». Im Commonwealth of Nations ist es nach wie vor eng verbunden mit seinen ehemaligen Kolonien – von Neuseeland, Australien über Indien und Südafrika bis Kanada. Grossbritannien steht seit dem Zweiten Weltkrieg in einer «special relationship» zu den USA. Grossbritannien hat über Jahrhunderte diplomatisch, mit Geld, aber auch mit Truppen auf die politischen Vorgängen

ge in Kontinentaleuropa – meist mit Erfolg – eingewirkt, hat sich aber mit diesem nie verbunden. Der Brexit ist demnach eine Rückkehr zur klassischen britischen Politik: Prime Minister Lady Theresa May hat den prominenten Brexit-Befürworter Boris Johnson zu ihrem Aussenminister bestimmt. Ich sehe Frau Theresa May in den Fussstapfen von Sir Winston Churchill und Margaret Thatcher.

Jürg Walter Meyer, D-Leimen

Seit über fünfzig Jahren bin ich ein Bewunderer des British Way of Life, und ich liebe den britischen Humor, der seinesgleichen sucht. Die Zeiten haben sich zwar geändert, aber es scheint fast, als erinnerten sich die Briten wieder, wo sie eigentlich hingehören.

Bruno Blum, Cham

Der Brexit hat in der Schweiz eine wohlthuende Debatte über die Zukunft der Beziehung Schweiz–EU entfacht. Zu meinem grossen Erstaunen sind aber auch in einer Zeit, in der die Schwächen der EU offensichtlich werden, immer wieder Stimmen zu hören, welche das Himmelfahrtskommando eines EU-Beitritts proklamieren.

Philippe Perrenoud, Luzern

An die Urne

Nr. 28 – «Sprachideologie»; Peter Keller über Fremdsprachen in der Schule

Bundesrat Berset tut das einzig Richtige: Anstatt die Erziehungsdirektoren länger Sprachensalat auftischen zu lassen, soll politisch, demokratisch korrekt endlich entschieden werden, dass Französisch nur noch an der Oberstufe der Volks- und Mittelschule unterrichtet werden soll. Die Sprachkompetenz der Deutschschweizer wird damit um kein My kleiner als mit dem unseligen Frühfranzösisch. Einige Bildungspolitiker und andere Reformer sind offensichtlich mit der Fremdsprachenfrage überfordert. Die Schüler sollen alles und nichts mehr richtig können – in der Primarschule sollen sie neben Mundart und Deutsch auch noch zwei Fremdsprachen seriös pflegen. Offenbar, weil es so weltoffen tönt und den Schülern Spassbrocken mehr zuzusagen als Qualität. Der Spass ist aber längst der Öde gewichen. Zwei Lektionen à 45 Minuten «Franz» an der Primarschule bringen schlicht und einfach nichts. In der Oberstufe hat die zweite und sogar die dritte Fremdsprache selbstverständlich ihren Platz. Deshalb soll das Parlament beziehungsweise das Volk entscheiden, wie der Sprachensalat wieder geniessbar werden soll.

Bernhard Bühler, chem. Sekundarlehrer, Küsnacht

Den Schweizer Bürgerinnen und Bürgern kann man kein X für ein U vormachen. In der viersprachigen Schweiz verfügen wir über

eine lange Tradition gelebter Vielsprachigkeit. Zudem liegt die Bildungshoheit bei den Kantonen und nicht beim Bund, und die Bürgerinnen und Bürger können mittels kantonaler Initiativen und Referenden die Bildungspolitik mitgestalten. Das hat der Bundesrat zu respektieren. Anstatt in die Hoheit der Kantone einzugreifen, könnte der Bund viel für Mehrsprachigkeit und nationalen Zusammenhalt tun: zum Beispiel das Welschlandjahr wieder fördern, die SRG anhalten, den Landessprachen mehr Geltung zu verschaffen, die Lehrlinge der Bundesbetriebe für eine Zeit ins Tessin oder in die Romandie schicken und die SBB verpflichten, die Ansagen in mindestens zwei Landessprachen zu machen. An Gelegenheiten fehlt es nicht.

Susanne Lienhard, Dussnang

Betrachten wir nüchtern eine Schülerschar, welche am Ende die 6. Klasse verlässt. Für die meisten Lehrpersonen in allen Kantonen ist sonnenklar: Die Kenntnisse in zwei Frühfremdsprachen sind trotz grösster Bemühungen mager, mangelhaft oder gar nicht vorhanden, dafür hat sich bei vielen Kindern der Verleider eingestellt. Mit andern Worten: Sie waren heillos überfordert. Man hätte während der – vergeudeteten – Zeit besser Deutsch oder Mathematik unterrichtet und erst auf der Oberstufe mit der zweiten Fremdsprache begonnen. Doch manche Politiker und Erziehungswissenschaftler bleiben stur, ihr persönliches Prestige hat Vorrang, Fehler zuzugeben, ist ihre Sache nicht, und die Bedürfnisse der Kinder sind ihnen ohnehin egal. Höchste Zeit, dass in den verschiedenen Kantonen das Stimmvolk zum Rechten schaut.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Die Zitrone ist ausgequetscht

Nr. 28 – «Ein Sonntagsspaziergang»; Peter Bodenmann zur Energiepolitik

AKW abschalten hilft den Wasserschlosskantonen rein gar nichts. Mehr Strom gibt die Wasserkraft dort nicht mehr her – diese Zitro-

ne ist ausgequetscht. Dafür gehen Steuereinnahmen und Tausende Stellen verloren. Und zudem rund ein Drittel der Schweizer Stromversorgung – klimafreundlicher Strom, der wetter- und saisonunabhängig stets zur Verfügung steht. Dafür sollen wir uns von massiven Importen aus dem Ausland abhängig machen (allenfalls von Flatterstrom, gewiss aber von Kohlestrom) und so die heute sehr gute Versorgungssicherheit aufs Spiel setzen? Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz stellt im technischen Risikobericht 2016 klar, dass die grösste Gefahr für unser Land eine dreimonatige Strommangellage ist. Ohne heimische Kernenergie im Winter ein realistisches Szenario!

Ruth Schmid-Iser, Habsburg

Zauberhaft bringt es Peter Bodenmann fertig, sämtliche Fakten einer sicheren, nahezu CO₂-freien und bis vor kurzem erst noch äusserst rentablen Elektrizitätsversorgung ins Gegenteil zu drehen. Dank dem Strommix aus Atom (40 Prozent) und Wasser (60 Prozent) wird die Schweiz seit Jahrzehnten sicher mit günstigem und umweltfreundlichem Strom versorgt. Zudem wurde die öffentliche Hand mit Milliarden von Franken in Form von Steuern, Gebühren und Gewinnbeteiligungen und so weiter gefüttert. Das alles will Bodenmann nun nach dem Vorbild der Deutschen durch eine unsichere, teure und CO₂-produzierende Stromproduktion ersetzen. Bodenmann hat in seinem Stromrezept unter anderem zu erwähnen vergessen, dass die Deutschen ihre Windenergie- und Solarstromproduktion (welche rund 15 Prozent des gesamten Energiebedarfs abdeckt) mit jährlich 25 Milliarden subventionieren.

Thaddäus Bucher, Riniken

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Robin Hood im Rückwärtsgang

Im Frühling 2014 warf die Europäische Union die Schweiz aus ihrer Forschungsförderung «Horizon 2020». Die von Brüssel geförderten Projekte seien besonders wertvoll für unser Land, behaupten führende Wissenschaftsvertreter. Die Analyse zeigt ein anderes Bild. *Von Alex Reichmuth*

Der Rauswurf der Schweiz aus der Forschungsförderung «Horizon 2020» erfolgte als Reaktion auf den Entscheid des Schweizer Stimmvolks, die Zuwanderung wieder selber kontrollieren zu wollen. Zwar akzeptierte die EU unser Land etwas später wieder – aber nur für einen Teil der Forschungsprojekte und nur provisorisch: Falls die Schweiz – so die Drohung aus Brüssel – nicht bis Ende 2016 die Personenfreizügigkeit auf Kroatien ausdehne, bleibe sie endgültig aussen vor bei Horizon 2020.

Sofort meldeten sich prominente Wissenschaftsvertreter zu Wort und warnten vor grossem Schaden, falls das Land den Anschluss an Brüssels Wissenschaftsprogramme verliere. Denn, so argumentierten sie, von der EU fliesse deutlich mehr Geld für Forschung zurück, als Bern vorher an Beiträgen für die Programme bezahle. «Wenn die Schweiz einen Franken in kompetitive EU-Programme steckt, erhält sie einen Franken und fünfzig Rappen zurück», behauptete Patrick Aebischer, Präsident der ETH Lausanne. Dass fünfzig Prozent mehr Geld zurückkomme, war auch in einem offenen Brief angeführt, den die helvetischen Hochschulen und die wissenschaftlichen Akademien an den Bundesrat gerichtet hatten.

Praktisch ein Nullsummenspiel

Diese Zahl stimmte allerdings bei weitem nicht. Wie der Bund im letzten Januar bekanntgab, hatte die Schweiz in den sieben Jahren vor 2014 total 2263 Millionen Franken an die EU-Forschungsförderung bezahlt. Dem standen 2482 Millionen an Unterstützungsbeiträgen gegenüber, die hiesige Forscher von Brüssel ausbezahlt bekamen. Es floss also nur zehn Prozent mehr Geld zurück. Pro Jahr bedeutete das ein Plus von rund 30 Millionen Franken. Verglichen mit der insgesamt milliardenschweren Forschungsförderung der Schweiz ist das ein Klacks. Berücksichtigt man den besonders hohen administrativen Aufwand, der Forschern bei Unterstützungsanfragen an die EU entsteht, dürfte das Ganze gar ein Nullsummenspiel sein. Zum Rückfluss seit 2014 gibt es noch keine verlässlichen Zahlen.

Das Märchen der wundersamen Geldvermehrung war somit widerlegt. Die Promotoren der EU-Forschungsförderung mussten sich neue Argumente einfallen lassen, warum diese angeblich unverzichtbar für die Schweiz sei. Et voilà: Jetzt, wo das Ende der provisorischen Teilassoziiierung näherrückt, behaupten sie, ohne Horizon 2020 ginge den hiesigen

Wissenschaftlern die internationale Vernetzung verloren. «Es geht hier nicht bloss um sehr viel Geld», mahnte Bildungsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) in der *NZZ am Sonntag*, «sondern es geht vor allem um das Netzwerk, das Prestige und die Zukunft der Schweizer Forschung.»

Es gehe «nicht in erster Linie ums Geld», wiederholte kürzlich Fritz Schiesser, Präsident des ETH-Rats, in der *NZZ*. Die vom Europäischen Forschungsrat ERC vergebenen Zuschüsse seien vielmehr der «Goldstandard in der Wissenschaft». «Ein Franken, den ich aus einem nationalen Fördersystem bekomme, ist weniger wert als ein Franken, den ich aus Horizon 2020 bekomme», sagte der frühere FDP-Ständerat. Gemäss Schiesser wird Schweizer Fördergeld also vergoldet, wenn es einen Umweg über Brüssel nimmt.

Ist die Qualität der EU-Forschungsförderung tatsächlich höher als diejenige von inländischen Institutionen wie dem Schweizer Nationalfonds? Werden Wissenschaftler in der Schweiz durch internationalen Wettbewerb



«Goldstandard»: ETH-Ratspräsident Schiesser.

gestählt, wenn sie sich in Brüssel statt in Bern um Zuschüsse bewerben müssen?

Den bisher grössten Erfolg einer Schweizer Forschungseinrichtung im Kampf um EU-Geld hat zweifellos die ETH Lausanne eingefahren. 2013 entschied die EU, das Human Brain Project (HBP) zu einem von zwei Flaggschiff-Projekten zu machen und die Hälfte der Kosten von über einer Milliarde Euro zu übernehmen. Das HBP wurde von Lausanne initiiert und steht unter der Führung des schillernden Hirnforschers Henry Markram. Sein Ziel ist es, das gesamte menschliche Gehirn im Computer zu simulieren. Dabei sollen unter anderem Erkenntnisse zur Heilung von Krankheiten wie Alzheimer gewonnen werden.

Doch das Human Brain Project steht in der Kritik, ein realitätsfernes Prestige-Unterfangen mit unerreichbarer Zielsetzung zu sein. 2014 protestierten 600 europäische Forscher, darunter viele Neurowissenschaftler, gegen das HBP. In einem Brief an die EU-Kommission bezeichneten sie es als unsinnig, heute mit Computertechnik das Gehirn nachzubauen zu wollen. Denn die biologischen Regeln des Organs seien derzeit gar nicht genügend bekannt und müssten erst erforscht werden.

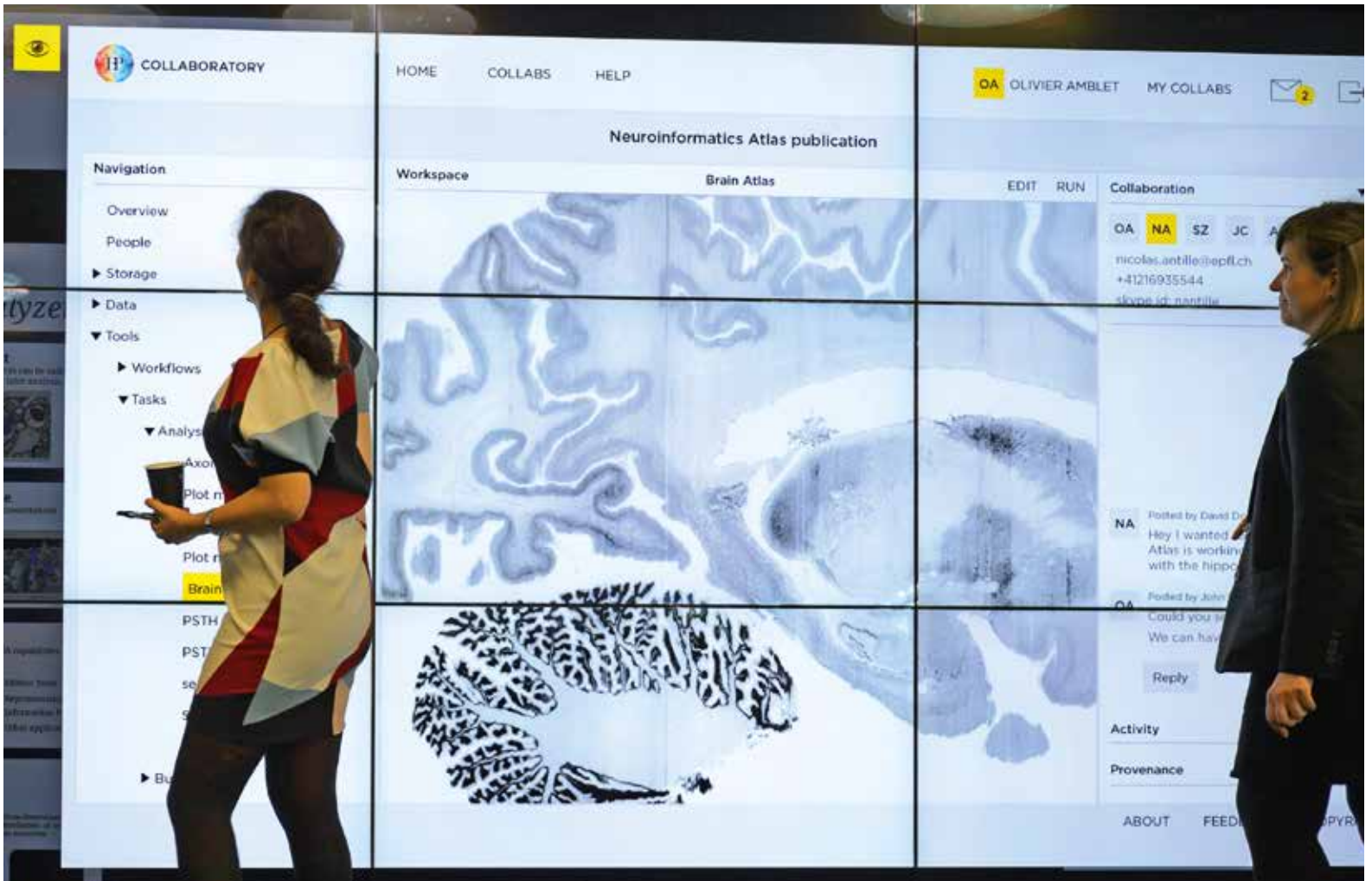
Weltfremder Ansatz

Felix Hasler, Neuroforscher an der Berlin School of Mind and Brain, führt «das monumentale Human Brain Project» als Beispiel an, wie die Neurowissenschaften von einer Art Machbarkeitswahn beherrscht würden. «Mit brachialer Rechengewalt von Supercomputern wird sich das Rätsel Gehirn wohl lösen lassen», umreisst Hasler in seinem Buch «Neuro-mythologie» den überhöhten Ansatz des HBP. Ob die EU hier wirklich erstklassige Forschung stützt, ist zweifelhaft. Befürchten muss man eher, dass die Dominanz des HBP andere Hirnforscher finanziell ausbluten lässt, die bescheidene, aber realistischere Ziele verfolgen.

Die ETH Zürich wiederum ist massgeblich beteiligt an einem anderen Prestigeprojekt im Rahmen von Horizon 2020, dem European Institute of Innovation and Technology (EIT) mit Sitz in Budapest. Seit 2010 hat die Europäische Union insgesamt 460 Millionen Euro für diese Institution aufgewendet – mit dem Anspruch, damit die dreifache Summe an Forschungsinvestitionen von privaten Partnern wie Unternehmen und Stiftungen auszulösen.

Der Europäische Rechnungshof kam kürzlich aber zum Schluss, dass dieses Ziel bisher nicht ansatzweise erreicht worden ist. «Das EIT ist nicht das wirkungsvolle Institut, als das es gedacht war», schrieb er in einem Bericht. Stattdessen ortete der Rechnungshof «erhebliche rechtliche und operative Anpassungsmassnahmen» und kritisierte die übermässige Komplexität des Fördermodells. Die ETH Zürich ist federführend beim Tätigkeitsfeld «Klimawandel» des EIT – einem von drei Schwerpunkten des Instituts, deren Zielerreichung der Rechnungshof als «mangelhaft» bezeichnete (*Weltwoche* Nr. 19/16).

Auch die Universität Bern konnte sich kürzlich eine millionenschwere Förderung im Rahmen von Horizon 2020 sichern. Das World Trade Institute der Universität bekam den Zu-



Machbarkeitswahn: Human Brain Project der ETH Lausanne.

schlag für ein Projekt, bei dem es um sicherheitsrelevante Folgen des Klimawandels geht. Es soll klären, wie sich die Behörden an den EU-Aussengrenzen auf einen Massenandrang von Klimaflüchtlingen einstellen können. Der weltfremde Ansatz erstaunt: Klimatische Veränderungen spielen beim Ansturm illegaler Migranten nach Europa wohl die kleinste Rolle. Weitaus offensichtlicher ist das Versagen der europäischen Institutionen beim derzeitigen Flüchtlingschaos. Man muss vermuten, dass es der EU mit der Beteiligung am Berner Projekt nicht um erstklassige Forschung geht, sondern darum, von ihrer Verantwortung in Sachen Migration abzulenken oder diese gar mit wissenschaftlichem Anstrich zu beschönigen.

Noch mehr Bürokratie

Den Kern von Horizon 2020 bilden unbestritten die Zuschüsse des Europäischen Forschungsrats ERC. Hier geht es um klassische Hochschulförderung. Die ERC-Förderung sei die wissenschaftliche «Champions League», bläuen Schweizer Forschungsvertreter der Öffentlichkeit ein. Derzeit listet die EU 83 Projekte mit Schweizer Beteiligung auf, die durch den ERC unterstützt werden. Die Liste umfasst vor allem naturwissenschaftliche Projekte, insbesondere in den Fächern Biochemie,

Medizin, Informatik und Materialwissenschaften. Auffallend ist der Fokus einerseits auf Forschungsvorhaben der Neurowissenschaften, andererseits auf solchen zu Alternativenenergie und Klima. Beides sind Trend-

Die Chancen für junge Forscher «sind gering, wenn sie nicht in einem Trend-Gebiet forschen».

schungsbereiche. Es scheint, dass mit Vorliebe Projekte berücksichtigt werden, die in der Öffentlichkeit gut ankommen und hohen Zuspruch geniessen.

Die Europäische Union belohne vor allem Forscher, die schon viel Prestige genossen. Das war 2014 der Befund der britischen Tageszeitung *The Guardian*. «Viele junge Forscher haben es schlicht aufgegeben, Anträge zu stellen.» Denn die Chancen, unterstützt zu werden, «sind gering, vor allem, wenn sie nicht in einem Trend-Gebiet forschen», so die Zeitung. Bei der EU-Forschungsförderung handle es sich «um Robin Hood im Rückwärtsgang»: Wer schon viel (Forschungsgeld) hat, dem wird noch mehr gegeben.

Auch wenn unter den Projekten von Horizon 2020 ohne Zweifel viele sind, bei denen es sich um grundsätzliche Forschung handelt: Es ist

nicht einzusehen, warum die ferne Brüsseler Bildungsbürokratie besser wissen sollte, welche Schweizer Projekte förderungswürdig sind, als hiesige Wissenschaftsinstitutionen. Sicher kann internationaler Wettbewerb in der Forschung deren Qualität steigern, genau wie in der Wirtschaft. Voraussetzung wären aber unabhängige, dezentrale Entscheidungen. Bei der EU-Wissenschaftsförderung handelt es sich jedoch um zentralistische Planung – und je weiter entfernt eine Zentralbehörde ist, desto schlechter sind in der Regel ihre Entscheidungen.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bezeichnete die europäische Forschungspolitik kürzlich als «dickbauchigen Innovationstanker». Wie der portugiesische EU-Forschungskommissar Carlos Moedas selber diagnostizierte, mangelt es in Europa an echter Forschungsinnovation – trotz milliardenschwerer Förderung. Die Europäische Union will diesem Manko nun begegnen: mit noch mehr Bürokratie. Auf Geheiss des EU-Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker soll mit dem EU-Innovationsrat eine weitere Meta-Behörde im Rahmen von Horizon 2020 entstehen. Auch nach Abschluss eines öffentlichen Brainstormings im letzten Mai bleiben Ziel und Zweck dieses Innovationsrats allerdings unklar. Gegründet werden dürfte die neue Behörde dennoch. ○

Furcht vor der Datenkrake

Bundesrat Alain Berset baut eine umfangreiche Gesundheitsdatensammlung auf. Krankenkassen und Politik vermissen die gesetzliche Grundlage dafür.

Von Beat Gygi

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) lässt nicht locker. Seit über einem Jahr versucht die Behörde in den Besitz personenbezogener Patientendaten zu gelangen, die in den internen Unterlagen der gut sechzig Krankenkassen der Schweiz vorläufig unter Verschluss liegen. Das Bundesamt, das zum Departement von Bundesrat Alain Berset gehört, will von nun an ausführliche Informationen sammeln über jede einzelne Person, die in der Schweiz obligatorisch krankenversichert ist. Bisher haben sich etliche Krankenkassen dem Befehl zur Datenlieferung mehr oder weniger energisch widersetzt, aber die BAG-Experten suchen unermüdlich nach Möglichkeiten, um an die betreffenden Dossiers zu gelangen. Über den Weg der obligatorischen Datenlieferung wollen sie versicherungstechnische und betriebswirtschaftliche Entscheide der Krankenversicherer besser unter die Lupe nehmen und bewerten können – um schliesslich die Versicherer wirksamer kontrollieren und steuern zu können. Kämen die Krankenkassen den Aufforderungen von Bertssets Experten nach, könnte man bald einmal vom gläsernen Patienten oder vom gläsernen Versicherten sprechen.

Notfallmässige Regelung

Übernächste Woche tritt eine kurzfristig vorgenommene Änderung in der Verordnung zum Krankenversicherungsgesetz in Kraft, die dem BAG auf dem Weg dahin Steine aus dem Weg räumen soll. Der Bundesrat hat Änderungen zur Regelung der Weitergabe von Patientendaten Ende Juni angekündigt, und bereits am 1. August sollen sie in Kraft treten, also rasch, ohne grosse Diskussion unter den betroffenen Gruppen, ja fast notfallmässig. Neu ist im Wesentlichen, dass von nun an das Bundesamt für Gesundheit für die Wahrung der Anonymität bei der Weitergabe von Personendaten verantwortlich sein soll; bisher lag diese Pflicht im Prinzip bei den Krankenversicherern. Das BAG umschreibt es so: «Transparenz und Rechtssicherheit bei der Weitergabe von Daten der Leistungserbringer werden nun genauer geregelt.»

Der Begriff «Rechtssicherheit» wirkt in diesem Zusammenhang allerdings skurril. Es ist ja so, dass die grundsätzlichen Meinungs-differenzen zwischen Bundesverwaltung und Versicherern nicht geklärt werden. Es bleibt dabei, dass das Amt als Aufsichtsbehörde von den Krankenkassen die Lieferung in-

dividueller Daten verlangt, für die es aus Sicht der Kassen keine gesetzliche Grundlage und auch sonst keine Rechtfertigung gibt. «Die Änderung der Verordnung ändert aus Sicht der CSS nichts an der ganzen Situation», kommentiert eine Sprecherin der CSS, einer der grössten Krankenversicherungsgruppen der Schweiz, den Schritt des BAG. Die CSS hatte sich zu Jahresbeginn als einzige

Der Begriff «Rechtssicherheit» wirkt in diesem Zusammenhang skurril.

Kasse der Branche offen gegen die Aufforderungen des BAG zur Datenlieferung zur Wehr gesetzt und einen Disput mit der Aufsichtsbehörde in Kauf genommen.

Laut Angaben der CSS-Führung hat sie die befohlenen Daten unvollständig an das BAG geliefert; der Liefertermin war vor einigen Wochen. Bei den persönlichen Datensätzen wurde die verschlüsselte AHV-Nummer weggelassen, also die für die Identifikation von Personen notwendige Kenngrösse. Auf ähnliche Weise sind laut deren Darstellung andere Krankenversicherer wie etwa Helsana vorgegangen. Deshalb sei das BAG mit den bisher übermittelten Daten nicht in der Lage, personenscharfe Analysen durchzuführen, beispielsweise Krankheitsgeschichten nachzuverfolgen oder die Kassenwechsel-Pfade von Versicherten festzuhalten. Das BAG bestätigt, dass dieses Jahr im Gegensatz zu den beiden Vorjahren einige Versicherer die Daten über ihre Versicherten ohne den anonymen Verbindungscode geliefert hätten. Grosses Aufheben wurde aber offenbar ver-



Anonymität gewährleistet?

mieden, allfällige weitere Informationen will die Behörde zu gegebenem Zeitpunkt den direkt betroffenen Versicherern kommunizieren.

Big-Data-Modell

Sollte dem BAG der Zugriff auf die privaten Daten doch noch gelingen, wäre als erste Stufe die Übermittlung personenbezogener Informationen über Versicherte vorgesehen, etwa über Alter, Geschlecht und Wohnort, Einzelheiten zu Ein- und Austritten bei der Versicherung, zu Versicherungsarten, Tätigkeitsgebieten, Prämienregion, Prämienhöhe, Franchise, Bonusmodellen oder Bruttokosten. Damit möchte sich das BAG, das am Aufbau eines umfassenden Statistiksystems ist, jedoch nicht zufriedengeben. Die Behörde will irgendwann auf eine zweite Stufe umschalten und über das Grundgerüst hinaus Informationen sammeln über die einzelnen Krankheitsfälle, über den Umfang und die Art der Behandlungen, die Tarifpositionen oder die individuellen Kosten und Kostenbeteiligungen bei den erfassten Leistungen – mit Identifikation der Leistungserbringer, also der Ärzte, Spitäler, Therapeuten, Pflegedienste oder Heime.

Im Jahr 2014 hatte das Konzept des «Informationssystem Aufsicht Krankenversicherung» (Isak) des BAG aus diesen beiden Stufen

bestanden. In der jüngsten Aktualisierung erscheint die zweite Stufe nun nicht mehr; Beobachter vermuten, dass sie vom Amt vorübergehend im Hintergrund gehalten wird. Mit einem umfassenden Informationssystem kann man künftig vielleicht Berichte wie folgt konstruieren: «Individuum XY, Fall 1. XY kam am 23. März beim Arzt YZ in eine neue Behandlung, sie endete am 24.11. Schadenart Unfall. Verrechnet wurden x Tage stationäre Behandlung, Aufenthalt im Spital YZ. Dann stationäre Rehabilitation der Art Y in der Institution Z, die x Tage dauerte sowie y ambulante Behandlungen beim Leistungserbringer Z nach sich zog. Laboranalysen, Transport und Rettung, Medikamente von Arzt und Apotheke sowie Präventionsmassnahmen kosteten xy Franken.»

Die Meldung ist erfunden, aber wenn die Datensammlung, die Berset und seine Fachleute im BAG anstreben, in diese Richtung geht, entsteht eine Art Informationssystem Gesundheitswesen, das mit seinen personenbezogenen Profilen die Eigenschaften eines Big-Data-Modells hat und bei vielen nun die Furcht vor der «Datenkrake BAG» weckt. Mit der eindeutigen Identifikation der Versicherten und der Lieferung umfangreicher Informationen dazu wird es der Behörde möglich sein, Krankheits- oder Versicherungsfälle einer Person miteinander zu verbinden und sich ein genaues Bild eines Bürgers zu machen, dessen medizinische Lebensgeschichte nachzuzeichnen, je nach Bedarf auszuwerten und den Versicherern immer detaillierter ins Geschäft zu schauen und zu reden. Klar, die Datensätze werden amtlich anonymisiert, aber das hindert das BAG nicht daran, die Krankenkassen zunehmend aus der Ferne zu steuern – und die Anonymisierung schützt laut Fachleuten auch nicht davor, dass man in gewissen Fällen doch herausfinden kann, welche Personen welchen Datensätzen entsprechen.

Wie beurteilt der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte (Edöb) das Vorgehen des BAG? Der Edöb hat laut seinen Angaben «die Datenlieferungsprozesse von den Krankenversicherern an das BAG unter Berücksichtigung der technischen Lösungen und der bestehenden gesetzlichen Grundlagen analysiert und dem BAG mehrere Anpassungen nahegelegt». Er begrüsse die vorgenommenen Massnahmen im technischen Bereich, da es sich um notwendige Sofortmassnahmen zur Gewährleistung der Anonymität der Daten handle. Zudem würden nun die gesetzlichen Grundlagen so angepasst, dass die Verantwortung für die Wahrung der Anonymität der Versicherten beim BAG liege, weil es bestimme, welche Daten die Versicherer ihm zu liefern haben.

Blickt man aber über Technisches und Übermittlungsprozesse hinaus, wirkt die Haltung des Edöb gegenüber dem BAG schon skeptischer. Wie der Datenschützer bereits zu Jahresbeginn dargelegt hatte, stuft er einen Teil der Da-



Datensammler: Bundesrat Berset.

ten, die von Krankenkassen an das Bundesamt fließen sollen, als besonders schützenswerte Personendaten ein. Für die Weiterleitung solcher Angaben an das Bundesamt brauchten die Krankenversicherer, die in der obligatorischen Versicherung Bundesorgane seien, eine gesetzliche Grundlage in einem Bundesgesetz. Das wird mit der hektischen Anpassung der Verordnung zur Krankenversicherung auf den 1. August eben gerade nicht geleistet – der Bundesrat ist auf der Verordnungsstufe geblieben, statt die Debatte auf die Ebene der Gesetzgebung zu bringen.

Das ist nun von anderer Seite aus angestossen worden. Ständerat Joachim Eder (FDP) hat im März eine parlamentarische Initiative eingereicht, die über eine Anpassung des Krankenversicherungs-Aufsichtsgesetzes den Daten-

Bisher sei das BAG nicht in der Lage, personenscharfe Analysen durchzuführen.

schutz gesetzlich garantieren soll. Seiner Ansicht nach widerspricht die Erhebung von Individualdaten durch die Aufsichtsbehörde BAG den Grundsätzen der Rechtmässigkeit und Verhältnismässigkeit. Dies deckt sich mit der Ansicht der Versicherer, dass das BAG für seine Aufsichtsfunktion keine Individualdaten brauche. Eders Vorschlag zur Ergänzung der Datenlieferungsregel lautet: «Die Angaben über die Daten sind in gruppierter Form zu liefern, so dass keine Rückschlüsse auf individuelle Daten der versicherten Personen möglich sind.» In der Sitzung der Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit des Ständerats Anfang Juli hat der Vorschlag eine Mehrheit von 8 zu 4 Stimmen gefunden. Es kann also sein, dass durch die Weiterführung dieser Debatte im Parlament der Datenhunger und die Steuerungsansprüche des BAG in die Schranken gewiesen werden. ○



Wie Islamisten die Schweiz unterwandern

Es sei eine unpolitische Angelegenheit, hiess es bei der Eröffnung des Museums der islamischen Kulturen in La Chaux-de-Fonds. In Wahrheit ist es Teil der europaweiten Infrastruktur zur Stärkung eines politischen Islam durch die Königreiche am Golf. *Von Saïda Keller-Messahli*

Die Unterwanderung unserer Gesellschaft durch Islamisten vollzieht sich schleichend. Die Vehikel zu ihrer Machtausbreitung wirken nach aussen oft harmlos. Als Ende Mai in La Chaux-de-Fonds das Museum der islamischen Kulturen eröffnet wurde, waren weder seine Finanzierung noch seine ideologischen Missionsbestrebungen ein Thema. Das Museum zeichnet in einer Dauerausstellung die Geschichte des Islam nach und plant Wechslausstellungen und Podiumsdiskussionen, die allen Menschen offenstehen sollen, zu aktuellen Themen. Es sei ein «unpolitisches» Museum, hiess es von Seiten des wissenschaftlichen Direktors, Khaldoun Dia-Eddine. Dass das Museum von Gönnern aus dem Golf finanziert wird und Teil europaweiter Bestrebungen zur Stärkung eines politischen Islam durch die Königreiche auf der Arabischen Halbinsel ist, wurde mit keinem Wort erwähnt und von der Schweizer Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen.

Schlüsselfigur des Museums ist dessen Direktorin, Nadia Karmous. Sie pflegt vielfältige Beziehungen zu islamistischen Kreisen. Die gebürtige Algerierin mit französischem Pass, die seit siebzehn Jahren in Le Locle lebt, ist Präsidentin der Association culturelle des femmes musulmanes de Suisse. Dort macht man kein Geheimnis aus der Bewunderung, die man gegenüber dem Islamisten Tariq Ramadan hegt. So wies man zum Beispiel ausdrücklich auf eine Veranstaltung an der Genfer Buchmesse hin, an der Ramadan zu hören war.

Tariq Ramadan — Ramadan ist der 1962 in Genf geborene und aufgewachsene Enkel des Gründers der Muslimbruderschaft, Hassan al-Banna. Er macht seinem Grossvater alle Ehre. In Oxford doziert Ramadan an einem von Katar finanzierten Lehrstuhl über die Religionsfreiheit, meint aber Kulturfreiheit für den Islam. Bei jedem Vortrag rekrutiere der redogewandte Islamist tausend Personen, warnt der algerische Schriftsteller Boualem Sansal, der den Sieg des Islamismus über den Westen für möglich hält.

Wenn Museumsdirektorin Karmous auf Ramadans Veranstaltungen hinweist, macht sie Propaganda für dessen extremistisches Gedankengut. Ramadan ist bei radikalen Hasspredigern bestens eingeführt. So ist er neuerdings Mitglied der Internationalen Union muslimischer Gelehrter, die vom einflussreichen Scharfmacher Yusuf al-Qaradawi präsidiert wird. Der Ägypter Qaradawi, der von



Fünfzehn Millionen Franken Startkapital: Moschee von Petit-Saconnex in Genf.



Verflechtungen: Museum in La Chaux-de-Fonds.

Doha aus sein extremes Gedankengut über den Satellitensender Al-Dschasira verbreiten darf, hat zum Beispiel Palästinenser mit einer Fatwa zu Selbstmordattentaten gegen Israelis aufgefordert. Dem Schweizer Bürger Tariq Ramadan wurde vor wenigen Tagen die Einreise in Mauretanien verboten.

Finanzen aus Kuwait und Katar — Als Sponsorin des neuen Islam-Museums figuriert die Qatar Charity, eine global aktive Hilfs- und Missionierungsorganisation mit Sitz in Katar. Auch hier hat der von Karmous verehrte Tariq Rama-



Politische Agenda: Museumsdirektorin Karmous.

dan die Finger im Spiel. Er leitet an der Qatar Charity das Scharia-Forschungszentrum.

Im Dunstkreis der Charity bewegen sich Personen mit besten Beziehungen zur Terrorszene. Zum Beispiel Nabil al-Awadi. Er ist als Financier von Terroristen des Islamischen Staats (IS) bekannt, namentlich als Sponsor von Dschihadisten in Syrien.

Als Geldgeber des Islam-Museums tritt zudem das kuwaitische Zakat House auf, das «Haus der Almosen». Diese Institution ist nicht nur wegen ihrer Wohltätigkeit bekannt, sondern auch wegen ihrer sehr engen Bezie-

hungen zur islamistischen Hamas, für die sie Geld sammelt. Mit anderen Worten: Dieselben Institutionen, die Terrorgruppen und zur Gewalt aufrufende Organisationen unterstützen, fungieren als Financiers des Islam-Museums in La Chaux-de-Fonds.

Saudische Propagandaschleuder — Islamistische Ideologie wird auch in Basler Moscheen gepredigt, wie Recherchen der *Basler Zeitung* bestätigen («König-Faysal-Stiftung und ihre Terrorfinanciers»). Die König-Faysal-Moschee an der Basler Friedensgasse, einquartiert in einer ehemaligen Molkerei, wird von der Islamischen Weltliga alimentiert. Diese wurde 1962 von 22 Ländern gegründet, ihre Zentrale liegt in Mekka, und der Generalsekretär muss Saudi sein.

Netzwerk in 120 Ländern — Die Spitzen der Islamischen Weltliga sind bestens vernetzt. Treibende Kraft der Liga ist die saudische Regierung. Insgesamt, so ein Bericht des Europäischen Parlaments, haben die Saudis in den letzten Jahren zehn Milliarden Dollar aufgewendet, um ihre Staatsreligion, den Wahhabismus, in mehr als 120 Ländern zu verbreiten, unter anderem mit Hilfe der Islamischen Weltliga und ihrer Unterorganisationen. Einige der von den Saudis unterstützten Organisationen werden auch mit dem Terrornetzwerk al-Qaida in Verbindung gebracht. Die Islamische Weltliga finanziert nämlich nicht bloss Moscheen wie diejenige in Basel und Genf, sondern auch Trainingslager und Koranschulen in Pakistan und in Afghanistan, wo jungen Männern radikale Ideologien eingeimpft werden.

Persilschein von Ritschard — Eine der ersten Moscheen, die in Europa mit Geld aus Saudi-Arabien gebaut wurden, ist diejenige im Genfer Quartier Petit-Saconnex. Die Stiftung, welche die Moschee verwaltet, erhielt vor fünf Jahren fünfzehn Millionen Franken Startkapital vom saudischen Königreich. Der Gründer der Genfer Moschee trägt einen altbekannten Namen: Said Ramadan. Er war der Vater von Tariq Ramadan und ein führender Aktivist der Muslimbrüder. 1962 war Said Ramadan an der Gründung der Islamischen Weltliga in leitender Stellung beteiligt. Und er eröffnete eine Reihe von islamischen, von den Regierungen der jeweiligen Länder unabhängigen Zentren. Ihr Ziel: die Islamisierung weltweit.

Die Genfer Moschee wurde 1978 vom saudi-arabischen König Chalid ibn Abd al-Aziz eingeweiht. Der damalige Bundespräsident Willi Ritschard (SP) liess es sich nicht nehmen, der Feier beizuwohnen. Damit stellte er den Saudis einen Persilschein für ihre Bestrebungen aus, in der Schweiz Fuss zu fassen.

Marokko-Genf-Volketswil — Von Genf aus weitete sich der Einfluss radikalen islamischen Gedankenguts auf die Deutschschweiz aus.

Der Marokkaner Youssef Ibram, der von 1983 bis 1993 Imam der grossen Genfer Moschee war, zog nach Zürich an die Rötzelstrasse, wo er während zwölf Jahren predigte. Neben seinem Amt als Prediger ist er auch Mitglied des Europäischen Rates für Fatwa und Forschung. Heute ist der überzeugte Wahhabit Prediger in der Moschee in Volketswil.

Naivität der Behörden — Viele Behörden realisieren die engen Verstrickungen zwischen islamischen Fanatikern in der Schweiz nicht und legen im Umgang mit dem organisierten Islam eine eklatante Naivität an den Tag. So nehmen in Zürich die städtischen Behörden die Wahhabiten-Imame, die in der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich (VIOZ) vereint sind, als «Ansprechpartner» ernst.

Die radikalkonservativen Verbände schaffen es immer wieder, in wichtige Institutionen gewählt zu werden. Besonders krass ist das Beispiel von VIOZ-Vorstandsmitglied Dilek Ucak Ekinci. Sie sitzt in der türkisch-islamischen Religionsstiftung Diyanet, welche im Auftrag

Von Genf her weitete sich das radikale islamische Gedankengut auf die Deutschschweiz aus.

Ankaras einen radikalen Islam verbreiten soll. Diyanet finanziert Imame in rund fünfzig Schweizer Moscheen. Das hindert Ekinci nicht daran, im Beirat des neuen Islamzentrums an der Universität Freiburg einzusitzen. Dem Islamzentrum gehe es «stets um eine Verortung des Islam im konkreten Lebenskontext der Schweiz», so dessen Leitung. Allerdings wird die grosse Mehrheit der Muslime, die sich nicht mit den Moscheeverbänden identifiziert, im Beirat nicht berücksichtigt.

Ebenfalls im Beirat des Freiburger Islamzentrums sitzt Khaldoun Dia-Eddine, der wissenschaftliche Leiter des Islam-Museums von La Chaux-de-Fonds, dem wir zu Beginn des Textes begegnet sind und der das Museum als «unpolitisch» darstellt. Auch Dia-Eddine ist seit langem in radikale Machenschaften verstrickt. Er leitete 1999 eine sogenannte karitative islamistische Organisation in Albanien namens Mercy International, von der der französische Autor Richard Labévière in seinem Buch «Les dollars de la terreur» schreibt: «Sie zählt zu den wichtigsten Kanälen für die Waffenlieferungen an die Befreiungsarmee des Kosovo (UCK) und geniesst die finanzielle und logistische Unterstützung der Islamischen Weltliga.»

Saïda Keller-Messahli ist Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam.
Mitarbeit: Pierre Heumann

Extremismus

Langer Atem

Die unterschiedlichen Ziele der Salafisten und der Muslimbrüder.

Islamismus ist ein Oberbegriff für radikale und meist politisierte Strömungen im Islam. Die Untergruppe der Salafisten bezieht sich auf die «rechtschaffenen Altvordern» im Islam (arabisch: as-Salaf as-Salih), womit Muslime gemeint sind, die in den zwei Jahrhunderten nach dem Propheten Mohammed lebten. Salafisten halten nur den Koran, die Prophetentradition und die Lebensgewohnheiten der Altvordern für authentische Quellen ihres Glaubens. Sie fallen dadurch auf, dass sie angebliche Gebräuche des Propheten, etwa das Tragen von Hochwasserhosen oder langen Bärten, oft peinlich genau imitieren. Es gibt auch apolitische Vertreter, doch manche Salafisten befürworten Gewalt, um die Einführung der Scharia, des göttlichen Gesetzes, durchzusetzen. Die Utopie besteht im Glauben, man werde zum goldenen Zeitalter des Islam zurückkehren, wenn man nur wieder so lebe und glaube, wie es die Altvordern getan haben. Letztlich ist der Salafismus eine Reaktion auf den Niedergang der islamischen Welt und die Dominanz des Westens.

Ideologisch stehen die Salafisten den in Saudi-Arabien regierenden Wahhabiten nahe. Allerdings lehnen viele von ihnen den Herrschaftsanspruch des saudischen Königshauses und die in Saudi-Arabien vorherrschende hanbalitische Rechtsschule ab. Überhaupt sagen sich viele Salafisten von den vier traditionellen Rechtsschulen im Islam ab, von denen die hanbalitische nur eine ist. Salafisten widersetzen sich sämtlichen Neuerungen, zum Beispiel dem Sufismus, der mystischen Variante des Islam. Jegliche Heiligenverehrung ist ihnen ein Gräuel, denn man darf Gott nur alleine verehren.

Wie die Salafisten sieht der Geheimbund der Muslimbrüder einen islamischen Staat mit Geltung der Scharia als Endziel. Allerdings war die Muslimbruderschaft von Anfang an stark politisiert und antikolonialistisch ausgelegt. Im Unterschied zu den Salafisten, die Demokratie als mit Gottes Gesetz unvereinbar ansehen, haben die Muslimbrüder einen langen Atem und können sich auch eine Machtübernahme auf demokratischem Weg vorstellen. Wohin die grösste islamistische Organisation der Welt nach dem Sturz des demokratisch gewählten ägyptischen Präsidenten Mursi steuert, ist ungewiss.

Kurt Pelda

Mutmasslicher Terrorist kommt frei

Entgegen den Aussagen, die Bundesanwalt Michael Lauber kürzlich in einem Radiointerview machte, hat das Bundesstrafgericht angeordnet, einen mutmasslichen Terroristen aus dem Irak diese Woche auf Bewährung freizulassen. *Von Kurt Pelda*

Seit mehr als zwei Jahren sitzen drei mutmassliche Terroristen des Islamischen Staats (IS) in der Schweiz in Haft. Die drei Iraker wurden im März wegen Beteiligung an beziehungsweise Unterstützung einer kriminellen Organisation und anderer Straftaten zu Haftstrafen zwischen dreieinhalb Jahren und vier Jahren und acht Monaten verurteilt.

Vier Monate nach der Verurteilung wartet die Öffentlichkeit allerdings immer noch auf die schriftliche Urteilsbegründung des Bundesstrafgerichts, das heisst, die mutmasslichen IS-Terroristen sind nach wie vor nicht rechtskräftig verurteilt.

Keine Gefahr?

Die Schlamperei des Bundesstrafgerichts hat nun schwerwiegende Folgen. Im Fall von Wesam A., dem Iraker mit der geringsten Haftstrafe des Trios, stellt das Bundesstrafgericht in einem neuen, schriftlich vorliegenden Urteil nämlich Folgendes fest: Bei den Wesam A. vorgeworfenen Straftaten, darunter Unterstützung einer kriminellen Organisation, handle es sich zwar um Delikte gegen den öffentlichen Frieden, denen ein hohes Gefährdungspotenzial immanent sei. Weil aber weiterhin kein rechtskräftiges Strafurteil vorliege, gelte gegenüber dem Iraker immer noch die Unschuldsvermutung. Die Beurteilung einer allfälligen von Wesam A. «ausgehenden Gefährlichkeit, basierend auf einem noch nicht rechtskräftig festgestellten strafbaren Verhalten, erscheint äusserst problematisch, wenn nicht sogar praktisch unmöglich».

Im Klartext heisst das: Die Richter wollen in einem schriftlich vorliegenden Urteil keine Prognose über die Gefährlichkeit des mutmasslichen Terroristen Wesam A. machen, weil sie es bisher nicht schafften, dem Pflichtverteidiger des Irakers ausführlich zu begründen, warum sein Mandant überhaupt zu dreieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Die Katze beisst sich in den Schwanz – alles ziemlich bizarr.

Doch es kommt noch schlimmer. In der letzten «Samstagsrundschau» von Radio SRF stellte sich Bundesanwalt Michael Lauber den Fragen des Radiojournalisten Dominik Meier. Im Interview erklärte Lauber, dass das irakische Trio bisher den mit Abstand gefährlichsten Fall im Bereich des dschihadistischen Terrorismus in der Schweiz darstelle. Die Bundesanwaltschaft habe sogar vermutet, dass es eine Attentatsplanung gegeben habe. Dieser Vorwurf wurde allerdings nie bewiesen. Auf die Frage, wie

gefährlich denn der mit der mildesten Haftstrafe belegte Iraker des Trios, also Wesam A., der Öffentlichkeit nach seiner Freilassung werden könnte, antwortete Lauber: «Der Mann ist jetzt kürzlich verlängert worden, ist weiterhin in Sicherheitshaft, und zwar wegen anerkannter Fluchtgefahr. Das bedeutet, dass er nach wie vor hinter vergitterten Mauern ist und dass wir wissen, dass er nicht raus kann. Und in diesem Sinn ist es im Moment eine klare Ausgangslage für die Sicherheit der Schweiz.» Wenn wir diese Worte richtig verstehen, brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, denn der mutmassliche Terrorist Wesam A. bleibt vorerst hinter Gittern.

Das Problem dabei ist bloss, dass diese Aussage nicht der Wahrheit entspricht. Sie steht in diametralem Widerspruch zum erwähnten, schriftlich vorliegenden Urteil des Bundesstrafgerichts mit der Geschäftsnummer SN.2016.14. Daraus geht klar hervor, dass die Sicherheitshaft von Wesam A. keinesfalls verlängert wurde, im Gegenteil. Vielmehr muss der Mann am Donnerstag, dem 21. Juli, auf Bewährung freigelassen werden, weil er zwei Drittel seiner Haftstrafe bei guter Führung verbüsst hat, wie die Richter unmissverständlich anordneten. Die Bundesanwaltschaft hatte Gelegenheit, sich zur bevorstehenden Freilassung zu äussern, brachte aber keine Einwände vor. Daran müsste sich Lauber eigentlich noch erinnern.

Bundesanwaltschaftssprecher André Marty gab auf Anfrage der *Weltwoche* keine Erklärung zu Laubers widersprüchlichen Aussagen ab.

Wortkarge Behörden

Wesam A. lebte vor seiner Verhaftung im aargauischen Baden, und seine irakische Frau sowie die gemeinsame kleine Tochter wohnen dort noch immer in derselben Wohnung. Auf dem Parkplatz neben dem Haus wartet nach wie vor der graue Dodge von Wesam A. auf den ehemaligen Sozialhilfebezüger. Das zuständige Departement Volkswirtschaft und Inneres des Kantons Aargau teilte mit, es sei über die Freilassung im Bild, federführend sei aber das Bundesamt für Polizei (Fedpol). Dort gibt man sich zugeknöpft. Einzelfälle kommentiere man grundsätzlich nicht, sagt Fedpol-Sprecherin Cathy Maret. Allgemein kann man aber sagen, dass bei einer Gefährdung der inneren Sicherheit durch einen freizulassenden ausländischen Strafgefangenen das Fedpol die Ausweisung verfügt. Die Person verliert damit ihre Aufenthaltsberechtigung in der Schweiz. Sie wird durch die zuständigen kantonalen Behörden in Ausschaffungshaft genommen, um nötigenfalls die Ausweisung sicherzustellen.

Ob das Fedpol Wesam A. für gefährlich hält oder eine derartige Verfügung in Vorbereitung ist, wollte Maret nicht sagen. ○



«Klare Ausgangslage»: Bundesanwalt Lauber.



Auf Bewährung: Straftäter Wesam A.

Der Fall Samir H.

Mit Hilfe findiger Anwälte prozessierte ein verurteilter und illegal anwesender Algerier jahrelang gegen den Schweizer Staat. Die Zeche bezahlen die Steuerzahler.

Von Philipp Gut



Absurdistan liegt in der Ostschweiz: Schaffhauser Polizeipatrouille.

Rita Meier (Name geändert) lud ihre Einkäufe aus dem Herblinger Markt in Schaffhausen in den Kofferraum ihres Autos. Als sie den Einkaufswagen zum Depot zurückgebracht hatte und sich umdrehte, stand da ein fremdländischer Mann mit einer Münze in der Hand. Es war ein Ablenkungsmanöver – denn gleichzeitig entwendete ein Komplize Rita Meiers Rucksack mit Wertsachen aus dem Auto. Sie wollte zu ihrem Wagen eilen, doch einer der Täter schubste sie grob zur Seite. Das Opfer im Pensionsalter erlitt «je ein Hämatom am linken Ober- und Unterschenkel, einen schockartigen Zustand und anhaltende Schmerzen an der Hüfte», wie die Staatsanwaltschaft Schaffhausen in der Anklageschrift schreibt. Knapp eine Stunde später wurden die beiden Algerier in der Nähe des Tatorts verhaftet.

Der Überfall vom 1. März 2013 dauerte nur wenige Augenblicke, der Tathergang ist restlos aufgeklärt, doch der an sich banale Fall beschäftigte mehr als drei Jahre lang die Gerichte. Besonders ist dabei, dass Haupttäter Samir H. – ein Algerier, dessen Asylgesuch abgelehnt worden ist – wie auch dessen Komplize Wahid B. illegal in der Schweiz weilen. Der Täter – nicht etwa das Opfer – prozessierte mit Gratisanwälten gegen den Schweizer Staat, in dem er sich gar nicht mehr aufhalten dürfte. Absurdistan liegt in der Ostschweiz.

Samir H. sass wegen früherer Delikte bereits 2011/2012 in Haft. Auf das Asylgesuch des 1980 geborenen Algeriers waren die Behörden schon 1998 nicht eingegangen. Auch nach seiner Haftentlassung am 29. Juli 2012 bis zu seiner neuerlichen Verhaftung am 1. März 2013 zeigte er gemäss Anklageschrift «keine Bemühungen, um an Ausreisepapiere für die Ausreise zu gelangen».

Unentgeltliche Rechtspflege

Die Staatsanwaltschaft Schaffhausen forderte eine Freiheitsstrafe von drei Jahren. Ende Oktober verurteilte ihn das Kantonsgericht zu sechzehn Monaten. Es befand ihn des Raubs und des rechtswidrigen Aufenthalts für schuldig. Auch Komplize Wahid B. wurde wegen Diebstahls und mehrfachen rechtswidrigen Aufenthalts zu einer Haftstrafe verurteilt. Die Kosten des Verfahrens gegen Samir H. in der Höhe von 5000 Franken wurden dem Täter wegen «Mittellosigkeit» erlassen. Sein damaliger Verteidiger erhielt Fr. 8777.45 aus der Staatskasse. Die Schaffhauser Bürger müssen also nicht nur die Straftaten des illegal anwesenden Algeriers erdulden, sie zahlen auch noch dafür.

Samir H. tauschte in der Folge den Pflichtverteidiger gegen den Zürcher Anwalt Werner Greiner ein, und dieser legte Berufung um Berufung ein. Der Beschuldigte sei hinsichtlich aller eingeklagten Sachverhalte freizusprechen.

Auch die Schaffhauser Staatsanwaltschaft rekurrierte: Sie fand das Strafmass zu mild.

Der Fall ging in die nächste juristische Runde. Am 10. Februar 2014 entschied das Obergericht des Kantons Schaffhausen, Samir H. bleibe in Haft. Am 13. März 2014 fand die Berufungsverhandlung statt. Das Obergericht lehnte die Begehren von Samir H. ab und hiess die Beschwerde der Staatsanwaltschaft teilweise gut: Das Strafmass wurde auf 24 Monate erhöht.

Gegen dieses Urteil legte Anwalt Greiner am 23. Juni 2014 Beschwerde beim Bundesgericht ein. Er verlangte erneut Freispruch für Samir H. Zudem seien die Kosten sämtlicher Verfahren auf die Gerichtskasse zu nehmen. Schliesslich solle Samir H. «für die erlittene Untersuchungs- und Sicherheitshaft» eine «angemessene Genugtuung» erhalten sowie eine Entschädigung für die Kosten der privaten Verteidigung. Für den weiteren Gang des Verfahrens solle Samir H. von der unentgeltlichen Rechtspflege profitieren.

Am 25. September 2014 hiess das Bundesgericht die Beschwerde gut. Es hob das Urteil des Schaffhauser Obergerichts auf und wies den Kanton an, Verteidiger Greiner für das bundesgerichtliche Verfahren mit 3000 Franken zu entschädigen. Der Grund dafür war formeller Art: Es habe keine Konfrontationseinvernahme zwischen Täter und Opfer stattgefunden.

Der Ball lag nun also wieder beim Obergericht des Kantons Schaffhausen. Dieses lehnte die Berufung von Samir H. erneut ab und bestätigte das Urteil von 24 Monaten Freiheitsstrafe wegen Raubs und rechtswidrigen Aufenthalts. Allerdings sprach es dem Beschuldigten für das Berufungsverfahren eine reduzierte Prozessentschädigung von 2500 Franken zu.

Samir H. und sein eifriger Anwalt legten auch gegen diesen Entscheid wieder Beschwerde ein. Diesmal lehnten die höchsten Schweizer Richter mit Urteil vom 19. April 2016 die Beschwerde ab, hiessen aber das Gesuch um unentgeltliche Rechtspflege und sogenannte Verbeiständung teilweise gut. Anwalt Greiner erhielt 1500 Franken aus der Bundeskasse.

Am 21. Juni 2016 bestätigte das Schaffhauser Obergericht seinen früheren Entscheid. Mehr als drei Jahre nach der Tat war er endlich rechtsgültig. Samir H. müsste jetzt noch den Rest seiner Strafe absitzen. Doch er machte sich – vermutlich gewarnt durch seinen Anwalt – rechtzeitig aus dem Staub und tauchte unter. Zuvor hatte er umorgt und unbehelligt in der Asylunterkunft Ebnatfeld sowie im Durchgangszentrum Friedeck gelebt. ○

Eiserner Schmetterling

Sie ist jung, gläubig und wird mit dem Tod bedroht: Sabatina James kämpft für gedemütigte Musliminnen, verfolgte Christen und gegen einen «naiven Integrationsoptimismus». Ihr Urteil: «Der Westen verkauft sich selbst.» Von Wolfgang Koydl und Hervé Le Cunff (Bild)



«Die künftigen Opfer bestellen ihren Schlachter selbst»: Sabatina James, 34.

Zart sieht sie aus, grazil, fast filigran. Wie ein Schmetterling wirkt sie in ihrem bunten Sommerkleid, der sich verfliegen hat, hereingeflattert in die Hotelhalle auf der Flucht vor den Regengüssen, die draussen aus schwarzen Wolken herabstürzen. Scheu sieht sie sich um, schüchtern, ja verletztlich. Verletzbar ist Sabatina James in der Tat. Sie wird bedroht an Leib und Leben, seit Jahren schon. Ihre eigene Familie hat mit einem islamischen Geistlichen ein Todesurteil über sie gesprochen, so dass sie untertauchen und versteckt leben musste.

Die 34-jährige Pakistanerin mit österreichischem Pass hat zwei Ungeheuerlichkeiten begangen: Sie hat sich einer von ihrer Familie arrangierten Zwangsheirat mit einem Cousin widersetzt, dem sie von Geburt an versprochen war. Und sie hat die ultimative Sünde begangen und sich vom Islam losgesagt. James wurde Katholikin. Warum? «Na, weil's wahr ist», antwortet sie erstaunt, wie man so naiv fragen kann. Für sie war klar, dass Jesu Botschaft von Liebe und Verzeihung überzeugender ist als Mohammeds von Scharia und Dschihad.

Das war vor fünfzehn Jahren, und seitdem lebt Sabatina James im Untergrund, an ständig wechselnden Adressen. Sabatina James ist nicht ihr richtiger Name, und das Treffen mit ihr wurde fast geheimdienstmässig klandestin arrangiert. Ihre Bedrohung hat sich jüngst verschärft durch Mordaufrufe in sozialen Netzwerken wegen ihrer Hilfe für Opfer des Islamismus und ihrer Aufklärungsarbeit.

Konflikt zwischen Familie und Freiheit

Die von ihr initiierte Opferhilfe «Sabatina e.V.» soll in absehbarer Zeit eine Schweizer Dépendance erhalten. Der Verein betreut muslimische Mädchen und Frauen, die von den eigenen Familien gefangen gehalten, zwangsverheiratet, gedemütigt, geschlagen und mit dem Tod bedroht werden. All das findet nicht nur in der arabischen Wüste, in den Tälern des Hindu-Kusch oder den Luxusapartments der Scheichs am Persischen Golf statt, sondern «mitten unter uns, in Europa», empört sich James.

Auf 3000 schätzt eine Studie des Familienministeriums die Zahl der Zwangsheiraten in Deutschland. Die Dunkelziffer ist vermutlich höher. Ähnlich dürfte es in der Schweiz sein, aus der ebenfalls schon Hilferufe ihren Verein erreicht hätten. In Deutschland hätten sich sogar Töchter von Männern an sie gewandt, die Führungspositionen in Islamverbänden bekleideten, die Partner der Regierung sind. Namen will sie keine nennen, um die Frauen nicht noch mehr zu gefährden.

«Viele junge Frauen melden sich gar nicht», berichtet sie. Die einen deshalb, weil sie die Trennung von der Familie fürchten, die anderen, weil sie kein Vertrauen in die Behörden haben. «Immer wieder hören wir, dass das Jugendamt Mädchen zu den Eltern zurückschickt mit der Bemerkung, doch nicht zu übertrei-

ben.» Genau deshalb seien unabhängige Organisationen wie «Sabatina e.V.» wichtig, die dezidiert Partei für bedrohte Frauen ergreifen. Von ihnen gehe das Signal aus: Traut euch!

Schwer sei der Konflikt zwischen Familie und Freiheit dennoch, der Mädchen und Frauen innerlich zerreißen könne. «Wähle ich die Freiheit, verliere ich die Familie, sehe ich nie wieder meinen Bruder, meine Schwester.» James wird still. «Manche zerbrechen daran oder nehmen sich das Leben», sagt sie tonlos. Es ist ihr eigenes Schicksal, das sie erzählt. Auch ihre jüngeren Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, haben sich von ihr losgesagt. Sabatina ist nicht zerbrochen, sie hat sich entschieden zu kämpfen: mit Büchern, mit Auftritten in Talkshows, mit Artikeln und Aktionen. «Was würden Sie tun, wenn der Austritt aus der Kirche mit dem Tod bestraft würde?», stand auf Flugblättern, mit denen sie Hamburger Bürger in der Fussgängerzone beim Weihnachtseinkauf schockte.

Sie war zehn Jahre alt, als die Familie aus Lahore nach Linz in Oberösterreich zog. Der

«Ein verweigerter Handschlag ist keine Hinrichtung, aber Scharia fängt mit diesen Dingen an.»

Vater wollte seinen Kindern eine gute Ausbildung garantieren, und Sabatina machte begierig Gebrauch von dem Angebot. Zu begierig für ihre in der pakistanischen Kultur verwurzelten Eltern. Sie fand sich schnell zurecht in ihrer neuen Heimat, freundete sich mit Schulkameraden an und entfernte sich von den strikten Vorgaben ihres islamischen Elternhauses. Als ihr der Vater eröffnete, dass sie einen Cousin in Pakistan heiraten müsse, wehrte sie sich. Gleichwohl wurde sie zum künftigen Bräutigam gebracht und in eine Koranschule gesteckt, wo man ihr die Flausen austreiben sollte. Zum Schein ging Sabatina auf alles ein, damit man sie noch einmal zurück nach Österreich liess. Dort brach sie mit der Familie und flüchtete.

Sie sei «traurig und entsetzt», sagt sie, wie nun alle Elemente dieser repressiven Kultur, der sie um Haaresbreite entkam, mit offenen Armen nach Europa geholt würden. «Die Europäer haben einen sehr naiven Integrationsoptimismus», meint sie, und es klingt weniger sarkastisch als betäubt. «Sie glauben, was bei Hunderttausenden früher nicht gelungen ist, wird jetzt bei Millionen gelingen.»

Indem sie «islamistischen Rassismus» gegen Frauen, Juden, Homosexuelle und Andersgläubige duldeten, zerstörten die Regierungen die «Sicherheitszone Europa». «Frankreichs Juden verlassen diesen Kontinent schon jetzt in Scharen, andere werden ihnen folgen», ist sie überzeugt. Überall entstehe ein «Klima der Angst, wo in vorseilendem Gehorsam die Meinungsfreiheit nicht mehr wahrgenommen wird – aus Furcht vor dem gewaltbereiten Isla-

mismus und aus Furcht vor dem Vorwurf, man habe diese Gewalt selbst provoziert».

«Wo sind die linken Feministinnen?»

James' Urteil ist vernichtend: «Der Westen verkauft sich selbst.» Hohn hat sie für jene Europäerinnen übrig, die sich einst Befreiung und Gleichberechtigung der Frauen auf die Fahnen geschrieben hätten und nun zur Unterdrückung ihrer Geschlechtsgenossinnen in der islamischen Welt schwiegen. «Wo sind die linken Feministinnen», entrüstet sie sich. «Jetzt sind sie alle dafür, dass jeder hierherkommen kann.» Dabei glaubt Sabatina zu wissen, wie es enden wird: «Europäische Frauen werden sich überlegen müssen, ob sie ihre Kleidung Scharia-konform anpassen.» Sie schüttelt den Kopf über so viel Unverstand: «Die künftigen Opfer bestellen ihren Schlachter selbst.»

Als Hauptverantwortliche sieht die streitbare Katholikin die europäischen Regierenden, für die Islamisten Geschäftspartner seien: Katar, der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan, Saudi-Arabien. Die Bürger hingegen seien sich durchaus bewusst, «dass etwas nicht stimmt», betont sie, und plötzlich fällt ihr eine törichte Bemerkung des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck ein, der davon gesprochen hatte, dass «die Bevölkerungen das Problem» seien: «Sie sind wirklich nicht das Problem. Sie wollen nur nicht, dass ihnen undemokratisch eine Islamisierung aufgedrängt wird.»

Eindringlich warnt sie, den Islam zu verharmlosen und zu sagen, es handle sich doch um eine anständige Religion, die von ein paar Verrückten missbraucht werde. Die fehlende rechtliche Gleichstellung bis zur Hinrichtung von Andersdenkenden, Andersglaubenden, Anderslebenden und ungehorsamen Frauen stamme von Mohammed und werde noch heute von der islamischen Staatengemeinschaft in ihrer Menschenrechtserklärung verteidigt. Das sei weiter der Mehrheitsislam. «Man darf nichts durchgehen lassen», mahnt James. «Ein verweigerter Handschlag ist keine Hinrichtung, aber Scharia fängt mit diesen kleinen Dingen an.»

Unterstützt wird sie von Gleichgesinnten, durch Spenden, vor allem aber vom eigenen Glauben. Entsetzt sei sie, wie wenig sich die Amtskirche oder Parteien für verfolgte Christen einsetzten. Dass kein einziger verfolgter Christ nach Deutschland kommen dürfe, der in einem islamischen Land einen Aufnahmeantrag stellt, sei ein Armutszeugnis für die Regierung in Berlin. Erst recht, wenn man bedenke, dass im Land bleiben dürfe, wer die Tötung von Christen in islamischen Ländern lehre.

Ist sie nicht oft entmutigt von der Grösse ihrer Aufgabe? «Jeder Fuchs hat seinen Bau, jeder Vogel sein Nest», sagt sie, «Sabatina hat ihren Glauben, der ihr Kraft und Schutz gibt.»

Dann geht sie durch die Drehtür, spannt den Schirm auf und verschwindet hinter den Regenvorhängen. ○



... und du willst nicht mehr weg: Rio de Janeiro.

Der Zauber lebt weiter

Wie steht es um Brasilien, das vielbeschworene Land der Zukunft? Kurz vor den Olympischen Spielen in Rio sind die Schwierigkeiten gross. Trotzdem herrscht unverwüstlicher Optimismus. Die Welt der Krise kann warten. *Von Matthias Matussek aus Rio de Janeiro*

Diese Stimme ist wie Softeis. Sie hat Männer schon verrückt gemacht. Sie erhielt Fanpost in Säcken. Sie kommt aus den Lautsprechern am Flughafen Santos Dumont in Rio de Janeiro und sagt Flugziele und die Zeiten an.

Es soll Reisende geben, die gerne früher zu ihrem Flug erscheinen, nur um die Stimme «São Paulo» hauchen zu hören oder «Florianópolis». Sie ist wie ein Raunen nach einem Nachmittag am Strand: «Jetzt ist die Zeit für einen Drink», die Stimme klingt nach einem Versprechen, sie ist, als läge sie neben dir im Bett, dicht am Ohr, sie ist erotisch und gleichzeitig beruhigend, und jetzt sagt die Stimme: «Zika zero.»

Zika ist diese Mücke, derentwegen die Olympischen Spiele in Rio auf der Kippe standen. Ein Monster von Mücke, das zu schweren Geburtsschäden führen kann. Athleten haben mit Verweis auf das Zika-Virus ihre Teilnahme am Sportfest der Welt abgesagt.

Doch nun beruhigt die Stimme die Anreisenden aus aller Welt, sie beschwört sie, dass Zika keine Chance hat, dass Zika unter Kontrolle ist, dass es kein Problem mehr ist – «Zika zero, Zika null». Mit einer einfachen Logik: «*Um mosquito não é mais forte do que um país inteiro* – ein Moskito ist nicht mächtiger als ein ganzes Land.»

Das ist Rios Version der Spruchweisheit, dass man, bitte schön, aus einer Mücke keinen Elefanten machen sollte.

Hm.

Allerdings steht da dieser Elefant bereits im Raum, und er ist riesig, und er heisst Krise, politisch und wirtschaftlich. Drei Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele sind noch längst nicht alle Wettkampfstätten fertig. Als Olympia 2009 vergeben wurde, war Brasilien Wirtschaftswunderland. Heute ist Rio pleite und hat den Notstand ausgerufen, der sonst für Flutkatastrophen und ähnliche Schicksals-

schläge reserviert ist. Nun heisst der Schicksalsschlag Olympia, und der Bundesstaat macht Notgroschen locker und sorgt dafür, dass die Stadt zumindest die Gehälter ihrer Angestellten zahlen kann.

Es war bereits zu Warnstreiks gekommen. Rio ohne Polizei? Nicht gut. Auch die Sache mit den Unterkünften für Polizeikräfte aus anderen Bundesstaaten ist mittlerweile geklärt.

Normalerweise patrouillieren 8000 Polizisten in der Stadt – jetzt, zu Wettkampfzeiten, werden es 40 000 sein. Na bitte, geht doch.

Ein Wahnsinnsbild

Ach ja, die Wettkampfstätten. Vor dem Hotel «Golden Tulip» schrauben ein paar Bauleute an einer Tribüne herum, für welche Sportart sie gedacht ist, wissen sie nicht genau. André berät sich kurz mit seinen drei anderen Mitarbeitern, die kratzen sich am Kopf, Genaues weiss man nicht, aber eines ist sicher: Natür-



lich werden sie rechtzeitig fertig. «Com certeza! Ab 4. August wird es hier kochen!»

Und dann schauen wir gemeinsam über diesen wohl schönsten Stadtstrand der Welt, aus dieser Bucht, die den blauen Atlantik umarmen möchte, hinüber zum Kegel des Zuckerhuts, und die Sonne wirft Kristalle auf die Wellen, und die Fußballartisten zaubern, und bronzefarbene *morenas* steigen aus der Gischt wie Königinnen, an deren Kurven das Wasser perlt – Frauen, die vergessen haben, sich anzuziehen, bis auf ein paar winzige Dreiecke aus Tuch, und alle sind sie jung und schön und genießen sich selber, und du vergisst die Krise und willst nicht mehr weg.

Eines ist sicher: Diese Olympischen Spiele werden die fotogensten der Geschichte. Drüben, vorm Zuckerhut, werden die Strandvolleyballspiele ausgetragen, in der Lagoa Rodrigo de Freitas, dem Stadtsee, fighten die Kanuten um Gold unter der Schirmherrschaft der Christus-Statue – ein Wahnsinnsbild, da guckt doch keiner genau hin, ob der Teich verdreckt ist oder nicht.

Sie war schon immer eine Brühe.

Ich war zur Jahrtausendwende mit meiner Familie als Korrespondent nach Rio gezogen, und damals ging das Gerücht um, ein Dieb habe auf der Flucht vor der Polizei eine goldene Rolex in die Lagune hineingeschmissen. In

den Folgetagen tauchten Dutzende dort in der Suppe herum, und sie haben es überlebt. Wenn auch nichts gefunden.

Damals feierte Brasilien den 500. Jahrestag seiner Entdeckung, und ich tanzte mit meiner Frau und Hunderten in der Escola de Mangueira durchs Sambadrome, und der Samba lautete: «Es war Cabral, der Brasilien entdeckte, zwei Monate nach dem Karneval» – diese blöden Portugiesen, immer zu spät, wenn es lustig wird. Im Taumel tropisch-schwüler Nächte diese Flitterparaden, dieses Rausch-

Eines ist sicher: Diese Olympischen Spiele werden die fotogensten der Geschichte.

gold-Glück, diese kaum bekleideten Fantasiekörper, dazu das Tam-Tatamm der *baterias*, der Rythmusabteilungen – das sind Räusche, die bleiben.

Ich merke gerade: Es will mir einfach nicht gelingen, anders als verliebt über Rio zu schreiben.

Wir wohnten oberhalb von São Conrado, dem Nachbarstrand zu dem von Ipanema, im wiederaufgeforsteten Dschungel, mit Papageien und Äffchen in den Bäumen und ab und zu einem Leguan, und nachts schimmerte der

beleuchtete Pool türkis unter einer Blüte, die sich nur bei Vollmond öffnete.

Wir liebten Rio, und Journalisten wurden anständig bezahlt, warum sind wir da je weg?

Natürlich gab es auch das andere Rio, das der Favelas, die in der Nachbarschaft wuchsen, das Rio der Morde durch die Drogengangs. Ich verbrachte Nächte mit einem Sturmbataillon der unterbezahlten Militärpolizei, sprach mit einem bewaffneten Killer der stadtbeherrschenden Gang Comando Vermelho in einem «sicheren» Haus, der unter seiner Strickmaske schwitzte und plötzlich aufgeschreckt wurde durch eine nahe Polizeisirene. Es gibt keine blödere Situation als ein Interview mit einem Gangster, der nervös ist und aufspringt und mit der Knarre herumfuchtelt, weil er meint, man habe ihm eine Falle gestellt.

Doch dann auch wieder das herzerwärmende Rio, das der Nachbarschaftshilfe, der Sammlungen für die Favelas, der nach vierzig Jahren erneuerten Heiratsversprechen sonntags in der Kirche, viel Schluchzen, viel Gelächter, viele Umarmungen, Tränen des Glücks – sie sind nah am Wasser gebaut, die Cariocas, die Einwohner Rios.

Können Stadtbewohner, die die Hälfte ihrer Zeit in Badehosen am Strand verbringen, überhaupt «politisches Bewusstsein» entwickeln? Können sie den Elefanten sehen, der da herumsteht, nehmen sie es wahr, wenn ein Politiker nach dem anderen wegen Korruption im Knast landet?

Riesig, unfassbar beschenkt

Der Kalender behauptet, es sei Winter, aber noch abends zeigt das Thermometer 26 Grad, und die Kioske am Strand bieten *frango à passarinho*, gegrillte und gewürzte Hähnchenstücke, oder frischen Fisch, und du sagst dir, angenehmer und mehr in Ordnung kann die Welt hier nicht sein, und überhaupt ist Brasilien das «Land der Zukunft».

Allerdings: Es ist schon verdammt lange das «Land der Zukunft». Spätestens seit Stefan Zweig 1940 vor den Nazis hierherfloh und dem damaligen Diktator Getúlio Vargas ein Buch mit diesem Titel schenkte, für das Versprechen, weitere Juden aufzunehmen. Getúlio Vargas brach sein Versprechen und das Land der Zukunft seines ebenfalls. Riesig, unfassbar beschenkt mit natürlichen Reichtümern, mit dem Amazonas als grüner Lunge der Welt und mit Bodenschätzen wie Edelsteinen und Kupfer und Öl und Gas.

Und gestraft mit einer weitgehend raffigierigen Oberschicht und einer politischen Kaste, die Korruption für ein Gesellschaftsspiel hält.

Wir verließen Rio 2003, als die Arbeiterpartei unter Lula an die Macht gewählt wurde und der Ipanema-Strand unter roten Fahnen ertrank. Lula wurde umjubelt. Stützungsprogramme wurden aufgelegt, die allerdings schon unter Lulas Vorgänger Fernando Hen-

rique Cardoso zum Teil verabschiedet worden waren. Die ganz unten kamen plötzlich als Konsumenten für Kühlschränke und Autos in Frage, sie kurbelten, meist auf Pump, die Binnenwirtschaft an, und Brasilien war Wirtschaftswunderland mit Wachstumsraten von 7,5 Prozent.

Und dann fiel der Ölpreis, und die Chinesen wollten kein Soja und keinen Stahl mehr, und die Regierung gab mehr aus, als sie hatte, und die Arbeiterpartei entpuppte sich als trüber Durchstecherverein wie die anderen politischen Mitspieler.

Sie wurde beim Stimmenkauf ertappt. Sie schmierte über ihre Staatsbetriebe. Von einem Heilsversprechen für die kleinen Leute blieben nur linkspopulistische Phrasen, die keinen Bauch mehr satt machten. Das Land rutschte nach der letzten Weltwirtschaftskrise in eine Rezession.

Als ich 2014 vor der WM zurückkehrte, traute ich meinen Augen nicht: Die Strassen brannten, Demonstrationen frassen sich wie ein wütendes politisches Feuer durch die Städte des Landes, und vor dem Sitz des damaligen Bürgermeisters in Rios mondänem Stadtviertel Leblon zelteten Strassenkämpfer in einer Sitzblockade, weil der sich am Ausbau des Maracanã-Stadions bereichert haben sollte.

Tatsächlich, die Cariocas interessierten sich plötzlich nicht mehr für Fussball. Sie wollten diskutieren: über das marode Gesundheitssystem, die miserablen Schulen, die zusammenbrechende Ordnung. Ich hatte nie für möglich gehalten, dass diese Lebenskünstler, diese Samba tanzenden Glückskinder, die Freudespezialisten, zu politischen Aufständen in der Lage sind.

Entzündet hatte sich das alles an einer läppi-schen Fahrpreiserhöhung der Busgesellschaft in São Paulo.

Lulas Weg in den Abgrund

Doch nun sah das Volk im ganzen Land Korruption und Misswirtschaft und den politisch selbstherrlichen Dilettantismus von Dilma Rousseff, die von Lula als Nachfolgerin installiert worden war. Die absurden Prestigebauten, die von Lula zur WM in Auftrag gegeben worden waren – jeder Bundesstaat sollte sein eigenes Stadion bekommen –, waren zum Ärgernis geworden. Was soll Manaus in Amazonas mit einem Fussballstadion – wo es noch nicht mal eine Mannschaft gibt, die über die zweite Liga hinauskommt? Wäre ein Krankenhaus nicht die bessere Investition gewesen für das Land der Zukunft?

Mit den Olympischen Spielen kommt nun das fünfte Grossereignis innerhalb der letzten zehn Jahre in die Stadt, als letztes Echo der goldenen Zeiten, und die Cariocas, die sich eher weniger für Bodenturnen oder den Ruder-Achter interessieren, haben zu ihrer fatalistischen Grundtemperatur zurückgefunden: «Die Lage ist hoff-

nungslos, aber nicht ernst.» Zeit für ein Gespräch über den Elefanten «Krise» und über die merkwürdige Ruhe, mit der auf das Grossereignis hingearbeitet wird. Zeit für ein Treffen mit dem bekanntesten und einflussreichsten Journalisten des Landes, mit Merval Pereira, der nicht nur eine tägliche Kolumne in der Zeitung *O Globo* schreibt, sondern auch abends um 22 Uhr die politischen Ereignisse im Fernsehen kommentiert.

Wir treffen uns in seinem Klub in Ipanema, einer geschlossenen Welt: innen schwere Ledersessel, aussen gedeckte Tische mit gestärktem Leinen, ein Bier unter Palmen und Orchideen, hundert Meter vom Strand. Merval ist gerade aus Stanford zurückgekehrt, wo er versuchte, Brasilien zu erklären. Einst war Merval durch die Studienstiftung John S. Knight Journalism Fellowships nach Stanford eingeladen worden, heute sitzt er im Aufsichtsrat derselben Stiftung.

An diesem Tag hiess seine Kolumne «Filmwechsel». Es ist eine Hoffnungskolumne. Eine, die das Licht am Ende des Tunnels sieht. Nachdem Parlamentspräsident Cunha wegen Korruptionsverdachts zurückgetreten ist – ironischerweise war er der erbitterteste Gegner von Dilma Rousseff, der zurückgetretenen Staatspräsidentin, der er Unregelmässigkeiten vorwarf –, ist nun mit Rodrigo Maia ein neuer, unbescholtener Mann an die Spitze der Volksvertretung gewählt worden.

Ein weiterer Schritt hin zu einer neuen Ordnung, in der die Politik wieder handlungsfähig wird in Brasilien, nachdem Dilma Rousseff wegen eines getürkten Haushalts in die Wüste geschickt und mit Michel Temer ein Übergangspräsident gefunden wurde, der bisher alles richtig zu machen scheint und zumindest rechnen kann.

Wie konnte Brasilien in diesen Schlamassel rutschen, Senhor Merval? Was ist los mit dem Land der Zukunft? Merval, seit neustem auch Mitglied der ehrwürdigen Brasilianischen Akademie der Literatur, trägt ein gelbes Lacoste-Hemd zu weisser Hose – Klub-Eleganz –, seufzt, wischt sich den Bierschaum vom Schnauzbart. «Inkompetenz, Selbstherrlichkeit und echte kriminelle Energie.»

Es ist eine Hoffnungskolumne. Eine, die das Licht am Ende des Tunnels sieht.

In den ersten Jahren seiner Amtszeit hatte Lula einfach Glück, die Weltwirtschaft spielte ihm die besten Karten zu, die Nachfrage nach brasilianischen Rohstoffen schien unbegrenzt, Rücklagen wurden nicht gebildet, alles wanderte in den Konsum. Lula fuhr als Mann des Wirtschaftswunders durch die Welt, Obama sagte: «He's my man.» Er kassierte Ehrendoktorwürden am Fließband und galt als Sprachrohr einer neuen linken Allianz in Lateiname-



Neue Ordnung: Politiker Rousseff (l.), Temer (M.),



Es geht doch: Militärpolizei in Rio.

rika. Er war der populärste Präsident, den Brasilien je hatte.

Doch dann wurde es eng. Und Lula und seine Arbeiterpartei verwickelten sich in Durchstechereien. Alle Prestigeunternehmungen, die das neue, strahlende Land der Zukunft der Weltöffentlichkeit vorstellen sollte, rutschten in den Sumpf von Schattenwirtschaft und schwarzen Kassen. Lula, der neue Messias der Arbeiterklasse, war angeschlagen.

Auf die Bühne trat der junge Untersuchungsrichter Sérgio Moro aus Curitiba, ein Spezialist für Geldwäsche, der durch puren Zufall, bei der Überprüfung einer Tankstelle, Hinweise auf Verwicklungen des Staatsbetriebs Petrobras und Verbindungen zum Planalto-Palast der Regierung fand. Und mit Sergio Moro kamen eine ganze Reihe junger Staatsanwälte ins Spiel, die in den USA ausgebildet waren, unerschrocken, smart, zäh, tatsächlich Filmstoff: «Die Unbestechlichen» in Brasilien.



Lula.



Wundervolle Geschichte: Ipanema-Strand.

Und sie luden nun vor, ohne Ansehen der Person. Selbst Lula wanderte kurzzeitig ins Gefängnis. Einen nach dem anderen pflückten die Unbestechlichen aus den Reihen der Regierung ab, aber auch aus denen der anderen Parteien. Ganz offensichtlich war Petrobras, einst einer der reichsten Konzerne der Welt, ausgenommen worden wie eine Weihnachtsgans, um Wahlkämpfe, Stimmenkäufe, kleinere und besonders grössere Freundlichkeiten zu finanzieren.

Offenbar gibt es nicht nur den rechten Populismus, sondern auch den linken. Lula hatte als Schuldige der Weltwirtschaftskrise und damit der brasilianischen Malaise die «blonden Leute mit den blauen Augen» ausgemacht, die behaupteten, zu wissen, was sie tun. Nicht falsch, aber trotzdem rassistisch. Welcher Populismus ist der schlimmere, der rechte oder der linke?

«Das ist die Frage», sagt Merval. Mit einem «Forum São Paulo» hatte Lula die Linke La-

teinamerikas versammelt, Kubas Castro und Venezuelas Chávez und den Indio Evo Morales aus Bolivien – sämtliche Teilnehmer Staatssozialisten, die ihre Länder ruinierten.

Nun aber scheinen, zumindest in Brasilien, die Gleise neu verlegt zu werden, und das stimmt Merval vorsichtig optimistisch. Ob er sich die Olympischen Spiele anschaut? Merval scheint nicht besonders interessiert. Natürlich treibt er selber Sport, hier im Klub jeden Morgen rund eine Stunde, danach kurz an den Strand. Er sieht fit aus, Cariocas legen Wert darauf.

«Es ist merkwürdig mit Rio», sagt er, «am Ende klappt dann doch alles.»

Wird alles rechtzeitig fertig? «Es ist merkwürdig mit Rio», sagt er, «am Ende klappt dann doch alles.»

Und dann muss er los, die Deadline für seine Kolumne rückt näher, und mein Begleiter Sérvulo und ich gehen in die Dämmerung Ipanemas hinaus, Goldstaub liegt in den letzten Sonnenstrahlen über dem Strand, und in den Favelas hinten in den Felsen der Dois Irmãos, der zwei Brüder, gehen die Lichter an wie funkelnde Juwelen.

Für Nick Price, den Chief Commercial Officer der Firma REBL, haben die Olympischen Spiele längst begonnen. In seinem Megastore, der sich über 2000 Quadratmeter an der Copacabana erstreckt, arbeiten achtzig Jungen und Mädchen pro Schicht, um die Berge von Maskottchen und Trikots und Schlüsselanhängern und Weinen mit Olympia-Logo an den Mann zu bringen. «Es brummt», sagt Nick Price, ein Waliser mit Kinnbart, «die Spiele werden grandios.» Es gibt einen weiteren Megastore mit der doppelten Grundfläche sowie 86 Aussenstellen, die Nachfrage lässt nicht zu wünschen übrig.

Spielt die Politik eine Rolle? Drückt sie auf die Stimmung? «Überhaupt nicht», sagt Nick Price, «im Übrigen haben wir in Europa ja auch nicht gerade ruhige Fahrwasser» – klar, der Brexit –, «aber wir treiben seit Jahrtausenden Handel mit Europa, das wird nicht aufhören», und «hey, wir haben auch deutsche Trikots», und da drüben ist eine Replika der olympischen Fackel, «wie wär's mit einem Foto?» Unverwüstlicher Optimismus.

Schon jetzt haben die letzten Grossereignisse mein Rio verändert, die U-Bahn ist ausgebaut worden bis hinaus in die Barra mit ihren kilometerlangen Stränden. Es ist das Miami von Rio, der Mittelstand, der sich Ipanema oder Leblon nicht mehr leisten kann, ist hier rausgezogen.

Das olympische Dorf ist weit hinten in Jacarepaguá untergebracht und ist mit der neu eingerichteten Spur für die Schnellbusse be-

quemmer zu erreichen. Unter einer Hecke sitzt eine Brigade in der Mittagszeit, sie hat sich Huhn mit Reis und Bohnen bringen lassen, das ist billiger als die Kantine, es ist ihr letzter Tag, sie ist für die Installation der Klimaanlage zuständig.

Die Olympischen Spiele sind auch ein gewaltiges Beschäftigungsprogramm. Die Löhne stimmen. «Es gibt zwei Welten in Rio», sagt Diogo, Vater einer sechsjährigen Tochter, «die Welt der Krise und die Welt der Olympischen Spiele.» Er sucht sich die bessere aus. Die, die Arbeit gibt.

«Mit Neymar hätten wir gewonnen»

Einer sitzt dabei, Alexandre, der war mal Fussballprofi, spielte in der Schweiz, in Portugal, in Japan, jetzt montiert er Klimakästen, es ist okay, er hat Arbeit. Was die olympische Fussballmannschaft angeht, hat er keine grossen Hoffnungen. Ach, du bist Deutscher? Gegröle. Ich entschuldige mich für das 7:1 bei der letzten WM, pure Glücksache und so weiter, und Alexandre sagt: «Mit Neymar hätten wir gewonnen.»

Am nächsten Tag werden Anti-Terror-Übungen abgehalten, auch die Sicherung des Maracanã-Stadions für die Eröffnungsfeier wird durchgespielt. Der Terroranschlag von Nizza hat dann doch die Nervosität erhöht. Von 50 000 Akkreditierungen wurden vier abgelehnt, weil man Verbindungen zum Islamischen Staat vermutete. Rio tut, was es kann, um in chaotischen Zeiten Olympische Spiele auszurichten, die frei von Katastrophen bleiben.

Und sendet die Bilder, mit denen sich das Land der Zukunft einmal mehr in aller tropischen Schönheit präsentieren kann. Die Welt der Krise kann warten. Nachts an der Copacabana spielen Jugendliche im Flutlicht Fussball, sie dribbeln und halten den Ball hoch, anstrengungslos, sie gehören zu einer Bautruppe, sind achtzehn Jahre jung, und die Zukunft gehört ihnen. Für sie sind die Olympischen Spiele eine wundervolle Geschichte, ein Geschenk.

An den Kiosken auf den schwarzweissen Wellenmustern der Promenade sitzen Cariocas beim Bier, eine Gruppe aus dem Nordosten spielt Forró, diese lustige Volksmusik mit Ziehharmonika, über der Bucht steht der Vollmond, drüben auf dem Zuckerhut leuchtet die Bergstation, eine leichte Brise geht über den Strand.

«Egal, was die Leute reden», sagt Marcello, der krausköpfige Junge mit den Goldkronen im Mund, «Brasilien ist das schönste Land der Erde.»

Und irgendwie trägt der Wind die bekannte Stimme aus dem Flughafen ans Ohr, und die flüstert: «Alles wird gut.» «Obwohl», sagt Marcello, «mal wie Neymar in Barcelona wohnen, wäre auch nicht schlecht.» ○

Entscheidung in Havanna

Seit Jahrzehnten ist die kolumbianische Farc-Guerilla eines der mächtigsten Kokainkartelle der Welt. Die Behörden beziffern ihr Vermögen auf zehn Milliarden US-Dollar. Durch die Friedensverhandlungen in Kuba gewinnt sie auch politisch an Einfluss. *Von Florian Schwab aus Kolumbien*



Ordnungsmacht des Drogenhandels: Farc-Kämpfer in Kolumbien.

Álvaro Uribe Vélez, der kolumbianische Ausnahmepräsident des letzten Jahrzehnts, nannte ihn seinen «Marschall». Fernando Londoño Hoyos war in den ersten Regierungsjahren von Uribe (2002–2004) eine Art Superminister für Inneres und Justiz und als solcher der wesentliche Architekt von Uribes Politik der harten Hand. Mit amerikanischer Unterstützung rückte die Regierung den erklärten Feinden zu Leibe: dem Drogenanbau sowie den bewaffneten Guerillatruppen und Paramilitärs.

Die Ergebnisse sind bekannt: Der Koka-Anbau wurde dezimiert, die Paramilitärs entwaffnet und die linksextremen Guerillas weit in die Andenwälder zurückgedrängt. Die Kampfstärke der Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) nahm von rund 20 000 auf rund 5000 Mann ab, der Ejército de Liberación Nacional (ELN) gab am Ende von Uribes Amtszeit kaum noch Lebenszeichen

von sich. Das war 2010. Und heute, wo die Friedensverhandlungen zwischen Uribes Nachfolger Juan Manuel Santos und den Farc die Nachrichten über Kolumbien dominieren? «Mein lieber Besucher aus der Schweiz», sagt Fernando Londoño bedächtig: «Der Name des Spiels, das derzeit in Havanna gespielt wird, heisst *narcotráfico*.» Der distinguierte ältere Herr richtet sich kerzengerade in seinem samtbezogenen Sofa auf und wiederholt jede Silbe: «Nar-co-trá-fi-co» – Drogenschmuggel. Die Fensterfront seines Salons eröffnet einen schönen Panoramablick über die Acht-Millionen-Stadt Bogotá.

Der Tower, in dem sich Londoños aristokratisch anmutendes Domizil befindet, gleicht einer ausgebauten Festung. Im Gebüsch auf der Anfahrtsstrasse sitzt ein Soldat des Ejército mit Maschinengewehr, Gäste nimmt ein Beamter der Policía Nacional in Empfang. Denn der

Hausherr hat mehr Feinde als wohl jeder andere Ex-Politiker im Land. Als Minister lieferte er die Kader der Drogenkartelle zu Hunderten an die USA aus, wo sie in Haft kamen. Gemeinsam mit ihren vielen im Land verbliebenen Kostgängern sinnen sie auf Rache. Sie haben eine Rechnung offen, und ihre Währung ist das Blut.

«Friedensdividende» der Regierung

Seit seinem Rückzug aus der Politik sendet Fernando Londoño jeden Werktag ein vierstündiges Radioprogramm ins ganze Land: «La Hora de La Verdad», die «Stunde der Wahrheit». Am Mikrophon rief er 2010 zur Wahl des derzeitigen Präsidenten Juan Manuel Santos auf, den Uribe selbst als seinen Nachfolger auserkoren hatte. Der kurz danach folgende Bruch Uribes mit seinem Nachfolger wegen

«Doctor, raus hier! Durch die Hintertür!», schrie der Fahrer.

dessen Farc-Politik trägt die Züge einer klassischen Tragödie. Álvaro Uribe, dem die Meinungsumfragen eine fast doppelt so hohe Zustimmungsrate (56 Prozent gemäss neuesten Erhebungen) attestieren wie dem Amtsinhaber (32 Prozent), ist gern gehörter Gast in Londoños Sendung, wenn es darum geht, die Schwachpunkte der Regierung Santos und des Friedensprozesses zu brandmarken.

Sein Engagement als Meinungsführer kostete Fernando Londoño fast das Leben. Das war am 15. Mai 2012. Er liess sich von seinem Fahrer von der Radiostation auf der üblichen Route nach Hause chauffieren. Doch plötzlich – das Auto hatte vor einem Rotlicht gehalten – sprang ein Kind auf den Wagen zu und befestigte etwas am Seitenspiegel. «Doctor, raus hier! Durch die Hintertür!», schrie der Fahrer. Der frühere Minister warf sich nach hinten. Die Wucht der explodierenden Haftbombe forderte das Leben des Chauffeurs sowie eines Polizisten. 53 Passanten wurden verletzt. Der Ex-Minister kam mit schwersten Verletzungen in ein Spital. Währenddessen diktierte die Regierung den Medien ins Notizheft, Schuld an dem Attentat hätten «rechtsextreme Kreise». Die Polizeiermittlungen zeigten später, dass alle direkt Beteiligten Verbindungen zu den Farc hatten.

Damals waren gerade die Friedensgespräche im Geheimen angelaufen. Heute befinden sie sich kurz vor dem Abschluss. Präsident Santos

nutzte kürzlich die Lateinamerika-Konferenz des Weltwirtschaftsforums (WEF) in Medellín zu einem leidenschaftlichen Plädoyer: Als Verteidigungsminister unter Uribe, sagte er in einem Gespräch mit dem früheren sozialistischen Premierminister Felipe González aus Spanien, sei er «derjenige, der die Farc am härtesten bekämpft» und damit die Grundlage für einen ehrlichen Frieden geschaffen habe. International würden die Verträge als «mustergültig» gelten, weil sie die Opfer ins Zentrum stellten. Als Konsequenz aus dem Friedensvertrag stellt die kolumbianische Regierung eine «Friedensdividende» in Aussicht, von der die ganze Wirtschaft profitieren würde.

Bachelet, Castro, Maduro

Am Tag nach dem WEF flog Präsident Santos zum zweiten Mal selbst nach Havanna, um einen der Verträge mit Rebellenchef Timoleón Jiménez alias «Timochenko», zu unterzeichnen: das Abkommen über einen gegenseitigen Waffenstillstand und die Entwaffnung der Farc. Im internationalen Justemilieu wurde dies als Meilenstein in der Beilegung eines jahrzehntealten bewaffneten Konflikts aufgenommen.

Doch in Kolumbien kam keine rechte Feierstimmung auf. «Man muss sich nur ansehen, welche Staatschefs an der Zeremonie sonst noch teilgenommen haben», sagt Regierungskritiker Fernando Londoño: Chiles sozialistische Präsidentin Michelle Bachelet, Kubas Präsident Raúl Castro und Venezuelas Diktator Nicolás Maduro. Die Verträge von Havanna, befürchtet er, sind mit der dunkelroten Tinte des Sozialismus geschrieben. «Die Farc konnten ihre Ziele militärisch nicht erreichen, jetzt versuchen sie es politisch», so der Ex-Minister – mit dem Drogengeschäft in der Hinterhand. An ihren Geldern lassen die Farc nämlich seit jeher ihre politischen Schutzpatrone in Havanna und Caracas partizipieren. Die Sicherung der Transitroute des weissen Pulvers durch Venezuela ist ein hochlukratives Privatgeschäft von Maduros Generälen.

Was ist vom Waffenstillstand zu erwarten? Rein militärisch sei der Deal keine Neuigkeit,



«Wir werden gewinnen»: Ex-Minister Londoño.

findet Fernando Londoño. Seit die Regierung mit den Farc verhandle, habe sich das Militär ohnehin zurückgehalten. Ab 2012 habe es keine Luftschläge mehr auf die Farc oder deren Kokainlabors mehr gegeben. Auch der Einsatz von Glyphosat-Sprühflugzeugen und das Ausreisen der Kokapflanzen durch Bodentruppen habe die Regierung Santos eingestellt. Die Folge: Seitdem die Gespräche angefangen haben, haben sich die Kokaflächen mindestens verdoppelt, wie Statistiken der USA (siehe Grafik unten) und der Uno bestätigen. Die Vorstellung, dass alle Farc-Kämpfer nun die Waffen niederlegen würden und das lukrative Geschäft ruhen liessen, sei blauäugig, sagt Fernando Londoño.

In Kolumbien macht das Wort des Armbandwechsels die Runde: Die Farc teilen sich auf in einen politischen Teil und einen weiter delinquierenden Teil, der die Einkommensquellen pflegt, namentlich das Kokaingeschäft und illegale Minen für Gold und das seltene Coltan-Erz.

Das Feld der Santos-Skeptiker in Kolumbien reicht weit über Uribes Partei hinaus. In Bogotá sprechen wir mit der spanischen Journalistin Salud Hernández Mora, die seit Jahrzehnten für die Madrider Tageszeitung *El Mundo* aus dem Land berichtet. Sie ist eine der besten Kennerinnen der schwer zugänglichen Gegenden, wo die Guerillagruppen Farc und ELN sowie andere kriminelle Banden ihren Einfluss geltend machen. Die unerschrockene Reporterin durchreist Kolumbien von den dichten Urwäldern des Amazonas bis hinauf zu den unzugänglichen Steilhängen der Anden. Im Mai wurde sie kurzzeitig vom ELN entführt, einer früher mit den Farc konkurrierenden linksextremen Guerilla, die sich nicht an den Verhandlungstisch gesetzt hat und die in den weiterhin kampfbereiten Farc-Mitgliedern ein erfolgversprechendes Rekrutierungspotenzial sieht.

Perspektivloser Kampf

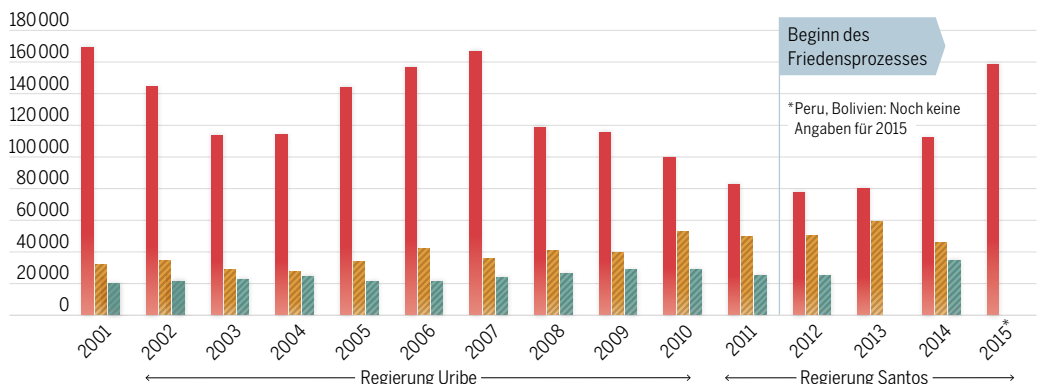
Werden die Farc ihre Waffen wirklich abgeben? «Viele Guerilleros sind müde», so Hernández' Erkenntnis aus jüngeren Reisen. Der bewaffnete Kampf sei perspektivlos. Für viele Mitglieder sei darum eine Exit-Strategie, wie sie die Abkommen von Havanna eröffneten, eine gute Option. «Die Farc sind straff organisiert, Direktiven von oben werden umgesetzt.» Allerdings sei es unwahrscheinlich, dass die oberste Führungsriege mit offenen Karten spiele. So habe es keine Inventarisierung der Waffenbestände unter neutraler Aufsicht gegeben. «Wie ich die Farc kenne, werden sie vielleicht zwei Drittel der Waffen übergeben und den Rest verstecken», meint Salud Hernández. Letzte Woche haben zwei Einheiten (*frentes*) der Farc angekündigt, ihre Waffen zu behalten. Zum Verantwortlichen für die Entwaffnung hat die Guerilla Juvenal Palmera alias «Simon Trinidad» ernannt, der in den USA wegen Rauschgiftdelikten und Entführung eine sechzigjährige Gefängnisstrafe absitzt.

Das politische Ziel von «Timochenko» und Co. laufe darauf hinaus, die Pfründen aus dem Kokainhandel zu bewahren und in den entlegeneren Zonen zu regieren, sagt Salud Hernández. Als eine Vielzahl von «kleinen sozialistischen Staaten in einem kapitalistischen Land» beschrieb kürzlich ein Farc-Führer diese Strategie. Präsident Santos versicherte am WEF, das marktwirtschaftliche Gepräge Kolumbiens, eines ökonomischen Musterknaben im letzten Jahrzehnt, stehe in Havanna nicht zur Debatte.

In Medellín fahren wir zu Jaime Restrepo. Der Rechtsanwalt hat sich der Verteidigung von Farc-Opfern verschrieben. Er vertritt auch ehemalige Farc-Mitglieder, welche sich mittlerweile gegen die Organisation gewendet haben. In einer noblen Anlage im Norden der Stadt nutzt er ein kleines Landhaus als Büro. Restrepo, ein muskulöser Mittvierziger mit rabenschwarzem Haar und sorgfältig gestutztem Bart, ist gerade damit beschäftigt, ein Gewehr zu reinigen. Im Hinter-

Koka-Anbauflächen in Südamerika

Entwicklung von 2001 bis 2015, in Hektaren



QUELLE: US OFFICE OF NATIONAL DRUG CONTROL POLICY

«Wir handeln nicht damit»: starke Zunahme kolumbianischer Koka-Felder in den letzten fünf Jahren.



Literarischer Abend mit Philipp Gut

«Champagner mit Churchill»

Dr. Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor der Weltwoche, stellt im «Grand Resort Bad Ragaz» sein neues Buch «Champagner mit Churchill» vor, begleitet von einem 3-Gang-Menü und Churchills Lieblingschampagner Pol Roger.

1946, vor genau 70 Jahren, hielt Winston Churchill in Zürich seine berühmte Rede zur europäischen Versöhnung: «Let Europe arise». Dabei verfolgte er heimlich auch persönliche Ziele, die seiner grossen Leidenschaft geschuldet waren: der Malerei. Er wollte unbedingt einen Mann treffen, dessen Namen kaum einer kannte: Willy Sax. Der Unternehmer aus Urdorf produzierte nämlich hochwertige Künstlerfarben und wurde zum Lieferanten und Freund Churchills. Sax erhielt intime Einblicke in das Leben des grossen Staatsmanns. Sogar der Bundesrat setzte auf seine Vermittlerdienste.

Auch zu Bad Ragaz besteht ein Bezug: Der Kurort lud Churchill wiederholt zu einem Besuch ein, samt Familie und Entourage.

Das Buch zeichnet die Geschichte dieser aussergewöhnlichen Freundschaft anschaulich und anekdotenreich nach. Es zeigt den Jahrhundertpolitiker Churchill von einer anderen Seite: als Privatmann und als Künstler.

Die Lesung von Philipp Gut wird begleitet von einem 3-Gang-Menü sowie von Churchills Lieblingschampagner Pol Roger. Abgerundet wird der literarisch-kulinarische Genuss mit einer «Churchill-Zigarre».

Weltwoche-Abonnenten profitieren von einem Spezialangebot:

Sie erhalten Philipp Guts Buch zusammen mit einer Flasche Pol Roger für nur Fr. 50.-.

Platin-Club-Spezialangebot

Buchpräsentation von Philipp Gut «Champagner mit Churchill»

Mittwoch, 10. August 2016

Programm

- 18.30 Uhr Aperitif und Dinner im Restaurant Bel-Air mit Philipp Gut und Maya Sax
- 20.30 Uhr Lesung in der Grünen Halle
- Ausklang im Salon Davidoff mit Dessert und Zigarre

Angebot und Preise

- 3-Gang Menü, ein Glas Pol Roger und «Churchill-Zigarre» für Fr. 85.-

Zusätzliches Spezialangebot Platinclub

Weltwoche-Abonnenten erhalten das Buch sowie eine Flasche Pol Roger zum Preis von Fr. 50.-.

Reservation

Grand Resort Bad Ragaz
Telefon 081 303 30 30
reservation@resortragaz.ch
www.resortragaz.ch/events

www.weltwoche.ch/platinclub



grund ertönt italienische Opernmusik. «Die Farc», findet er, «haben in den Verhandlungen rund vierzig Prozent ihrer Ziele erreicht.» Restrepo ist ein beredter Kritiker der Straferleichterung, welche die Regierung den Farc-Tätern zugestehen will. Er blättert durch eine Präsentation mit den bisherigen Verträgen von Havanna. Selbst Mörder, Geiselnnehmer, Vergewaltiger und Kindsentführer oder Farc-Kämpfer, die Schwangere zur Abtreibung zwingen, erhalten eine juristische Vorzugsbehandlung. «Da», sagt er, und zitiert aus dem Text: Die Bestrafung dürfe «in keinem Fall als eine Gefängnisstrafe oder eine vergleichbare Verwahrung aufgefasst werden». Für seine juristische Jagd auf die Farc-Führer sei der Vertragstext aber einerlei. Er arbeitet an Klagen für den Interamerikanischen Gerichtshof für Menschenrechte und den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag.

Für die Farc läuft alles nach Plan

Klar ist: Was zwischen den Farc und der Regierung vereinbart wurde, ist mehr als ein Waffenstillstand. Es ist ein Mammut-Kontrakt, in dem es auch um Fragen der Straffreiheit und der zukünftigen politischen Mitbestimmung der Farc geht. Und um die Landverteilung, die eng mit dem Thema des Drogenanbaus zusammenhängt. Doch vom *narcotráfico* ist in Havanna nicht die Rede. Kein Wunder, fehlt auch ein Programm zur Beschlagnahmung ihrer Drogenfelder. Hartnäckig bestreitet die Guerilla: «Wir bauen kein Kokain an und handeln auch nicht damit», betont Farc-Chef «Timochenko» in Fernsehinterviews. «Wir haben kein Geld!» Kein Geld für die Entschädigung von Opfern.

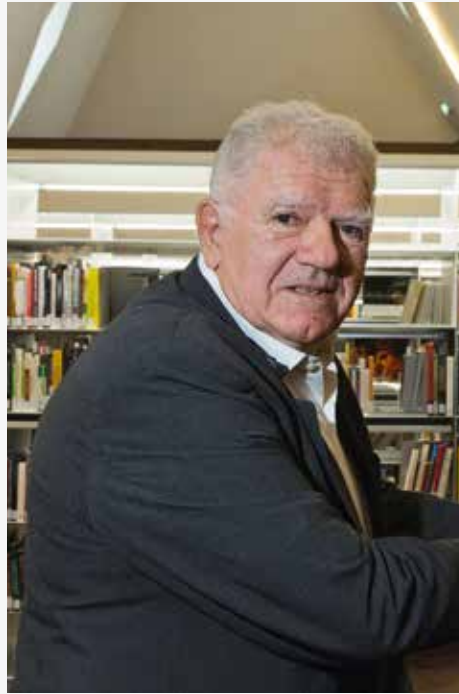
Zahlreiche Belege zeigen das Gegenteil. Im April zitierte der *Economist* aus einem geheimen Bericht der kolumbianischen Regierung aus dem Jahr 2012, welcher das Vermögen der Farc bei rund 10,5 Milliarden US-Dollar veranschlagte. Und am vorvergangenen Sonntag legte der Interimschef der obersten Strafverfolgungsbehörde, der *Fiscalía General de la Nación*, nach: Er veröffentlichte detaillierte Daten, die auf beschlagnahmten Buchhaltungsunterlagen und Zeugenaussagen von Aussteigern beruhen. In Kolumbien habe die *Fiscalía* kürzlich Besitztümer der Farc im Wert von 50 Millionen US-Dollar beschlagnahmt, doch das sei nur ein kleiner Teil. Jahr für Jahr setze die Drogen-Guerilla rund 600 Millionen Dollar um. Damit widerspricht ein hoher Regierungsbeamter offiziell dem in Havanna gepflegten Mythos der armen Guerilleros.

Zurzeit läuft in Havanna für die Farc alles nach Plan. Das Verhandlungsergebnis will Präsident Santos in einer Volksabstimmung ratifizieren. Kolumbien sieht also einer grossen politischen Entscheidungsschlacht entgegen. «Diese Abstimmung werden wir gewinnen», sagt der «Marschall» Fernando Londoño kampfeslustig. ○

Südamerika

«Eine Schande»

Der Schweiz ist im umstrittenen Friedensdeal von Havanna zwischen den Farc und der kolumbianischen Regierung die Rolle des Notars zugeadacht. Dagegen regt sich Widerstand.



Farc-Verbindungen: Finanzagent Gontard.

Kürzlich überraschten die Farc und die kolumbianische Regierung mit einer Ankündigung: Sie baten den Schweizer Bundesrat, nach Abschluss der Verhandlungen ihren Schlussvertrag als «Spezialabkommen zu den Genfer Konventionen von 1949» zu verwahren. Das Eidgenössische Departement für Auswärtige Angelegenheiten (EDA) erklärte flugs, dass es dies «begrüsse».

Das Manöver erstaunt, sind doch Kuba und Norwegen die Garantiestaaten der Verhandlungen. Zwar ist auch das EDA mit einem Mediator in Havanna präsent, allerdings nur in der zweiten Reihe. Die Logik hinter dem Gesuch: Die Schweiz fungiert als Depositarstaat der Genfer Konventionen, welche humanitäre Aspekte in bewaffneten Konflikten regeln. Eine Verwahrung in Bern käme somit einem humanitären Gütesiegel gleich.

Für die spanische Journalistin und Farc-Kennerin Salud Hernández ist die Absicht klar: Der Vertrag soll einen pseudo-humanitären Anstrich erhalten und damit die Volksabstimmung leichter passieren. Zudem sei wohl geplant, ihn als Spezialgesetz von internationalem Rang zu verankern, damit eine nächste Regierung nichts mehr rückgängig machen könne. Namhafte Verfassungsexperten kritisieren das Vorhaben, so etwa Jaime Araújo Rentería, ehemaliger

Präsident des Corte Constitucional, des Verfassungsgerichts, der bereits ein vehementer Kritiker der Regierung Uribe war. Die Verfassung, schreibt er, werde durch den Friedensvertrag zur «Verkleidung für eine zivile Diktatur von Santos». Fernando Londoño sieht eine «Narco-Diktatur» heraufziehen. Er hat sich gemeinsam mit 10 000 Kolumbianern mit der Bitte an Bundesrat Didier Burkhalter gewandt, von einer Unterstützung abzusehen.

Für Salud Hernández wäre eine öffentlichkeitswirksame Gutheissung des Abkommens durch die Schweiz «eine Schande». Auch Carlos Holmes Trujillo von Uribes Partei Centro Democrático, der als künftiger Präsidentschaftskandidat gehandelt wird und Professor für Verfassungsrecht ist, sieht das angedachte Modell kritisch. Die Genfer Konventionen, führt er aus, bezweckten den Schutz von Kombattanten und Zivilisten in Kriegszeiten. Eine Verfassungsreform habe da nichts zu suchen.

Was sagt Bern?

Auf Anfrage der *Weltwoche* hält das EDA fest, der Entscheid, das Friedensabkommen in Bern zu verwahren, sage nichts über dessen «rechtlichen Status oder Gültigkeit» aus. Die Schweiz werde dadurch «nicht Teil der Vereinbarungen». Sie unterstütze aber im Rahmen ihrer Aussenpolitik die «friedliche Konfliktbeilegung».

So ganz wohl scheint es dem Aussendepartement mit den Entwürfen also nicht zu sein. Bereits 2009 war die Schweiz in die Kritik geraten, weil ein offizieller damaliger Emissär, der Genfer Professor Jean-Pierre Gontard, als Geldkurier für die Farc fungiert hatte, was die *Weltwoche* damals aufdeckte.

Farc-Experte Jaime Restrepo behauptet, Gontard persönlich sei bis heute Mitglied der internationalen Kommission der Drogen-Guerilla. Über die letzten Jahrzehnte hat die Schweiz viele Farc-Mitglieder als Flüchtlinge aufgenommen. In der Westschweiz und in Zürich bestehen regelrechte Zellen, geleitet vom Europa-Chef der Farc, genannt «Lucas Gualdrón». Auf Auslieferungsgesuche sind die Behörden in Bern nie eingetreten. Angesichts der Zweifel am Friedensabkommen stellt sich die Frage: Läuft die helvetische Aussenpolitik Gefahr, abermals zur Gehilfin der Farc zu werden? (fsc)

Eau des Grandes Dames

Vero Kern ist eine der erfolgreichsten Parfümeurinnen der Schweiz. Sie arbeitet noch heute so, wie es vor hundert Jahren üblich war. Dabei setzt sie stärker auf natürliche Essenzen als auf Synthetik und kreiert opulente Düfte für Frauen mit Format. Von Claudia Schumacher und Thomas Buchwalder (Bild)

Ein kühles Schlafzimmer am Abend eines brennenden Sommertages, abgedunkelt. Geborgenheit, Ruhe, Frische. Ein wenig Karamell, ohne allzu viel Süsse. Blumen. Und etwas ... Unauflösliches. Danach riecht «Kiki».

Vero Kern lächelt zufrieden, wenn man mit fragenden Augen zu ihr aufsieht, nachdem man einen ihrer Düfte ausprobiert hat. Die 76-jährige Zürcherin ist Parfümeurin und steht mit ihrer Marke Vero Profumo für komplexe Düfte. Sie riechen anders als das, was man aus der normalen Parfümerie kennt. Kern arbeitet noch so, wie es vor der Globalisierung üblich war. Bei ihren Kompositionen setzt sie auf natürliche Essenzen und verwendet nur wenig Synthetik.

Gezieltes Auftupfen

Erst im Alter von 54 Jahren machte sich Kern als Parfümeurin selbständig. Davor hatte sie als Teamleiterin bei der Gepäckrückverfolgung von Swissair gearbeitet, «was mir das nötige Business-Know-how vermittelt hat», sagt sie rückblickend. In ganz jungen Jahren hatte Kern eine Ausbildung zur Pharma-Assistentin gemacht. «Das, was ich heute tue, ist eigentlich wieder näher bei der Apotheke», lacht sie. Damals mischte sie Salben. Heute ist der Ablauf ein wenig anders. Sie arbeitet nicht mehr nach einer gegebenen Rezeptur, sie probiert herum mit den Essenzen und etwas Synthetik, bis sie ein neues Rezept hat. Anhand eines Prototyps und des Rezepts wird dann ein neues Parfüm in der Schweiz und in Italien produziert. Kerns Arbeit erhielt von Beginn an Aufmerksamkeit von der internationalen Fachpresse. Sie ist bis heute im Ausland gefragter als in der Schweiz. Ihr Arbeitsplatz ist im Keller ihrer Wohnung. Er dient ihr auch als Showroom.

«Kiki», das war ihr erster Duft. 2007 lancierte sie ihn als *extrait*: In einem kleinen, braunrot eingefärbten Glasfläschchen, hochkonzentriert, nicht gedacht zum Einsprühen von Kopf bis Fuss, sondern zum gezielten Auftupfen. An der Pulsader. Hinter dem Ohr. Wie es die Schönheiten in den alten Filmen tun. 2010 kam zum opulenten *extrait* das leichtere Eau de Parfum hinzu: ein Lavendelduft mit Bergamotte, Zitrone, Passionsfrucht, Geranie, Moschus, Patschuli und Karamell. «Eine erotische Leichtigkeit schwingt da mit», sagt Vero Kern.

Das Eau de Parfum von «Kiki» riecht immer noch intensiver, irgendwie lebendiger als die meisten handelsüblichen Parfüms. Es hat Format. Kern macht keine netten, süsslich-frischen

Düfte für Mädchen. Man kann sich ihre Parfüms schwer an einem Victoria's-Secret-Engel vorstellen. Wohl aber an einer Sophia Loren. An einer Catherine Deneuve. Den Düften haftet etwas Sperriges an. Fast etwas Nostalgisches – von heute aus betrachtet. Auch nicht jedermanns Sache.

«Machst du mir ein bisschen Platz?», fragt Kern ihren dunklen Zwerggriffon Isidor, der aussieht wie ein Mops und an diesem heissen Sommertag manchmal grunzende Atemgeräusche macht. Kern nimmt ihn, setzt sich in den Sessel und platziert das Hündchen auf ihrem Schooss. Sie streckt die Füsse aus. Silbergrauer Nagellack an den Zehen. Goldfarbene Birkenstock-Sandalen. Stil bis ins Detail. Vero Kern erzählt von ihrem Leben – und ist doch schnell wieder bei den Düften, ihrer grossen, späten Leidenschaft. Sie ist 1940 geboren und wuchs zu einer Zeit auf, als man noch geheiratet hat, um aus dem elterlichen Haushalt herauszukommen. Bei Kern hielt die Ehe mit dem Mann nicht, der ihr Ticket nach draussen war. Später sollte sie sich nicht mehr richtig binden. Bei der Swissair engagierte sie sich für die Frauenförderung. Sie reiste viel und entwickelte eine Liebe für traditionelle Bäder. Thermen, Hamams. Dort spielen auch Düfte und Aromatherapie eine Rolle. Kern interessierte sich verstärkt für die Wirkung von Düften auf den Körper und die Psyche.

«Ohne Frivolität, ohne eine gewisse Erotik ist ein Parfüm für mich noch nicht gelungen.»

Sie kündigte bei Swissair und machte sich zunächst als Aromatherapeutin selbständig. Sie mischte Massageöle, entwickelte das Duftkonzept für den ersten Hamam in Zürich. Schliesslich entschied sie, aufs Ganze zu gehen und eine Ausbildung zur Parfümeurin in Paris zu machen. «Das war zu einer Zeit, als das Wissen noch nicht im Internet stattfand», sagt Kern. Aus alten, dicken Büchern habe sie das Handwerk der Parfümeurin gelernt. «Kiki», ihr geliebter Erstling, war dann auch eine Hommage an die Stadt der Liebe, den französischen Lavendel und an Guerlains Parfüm «Jicky».

Kern blieb ohne Kinder. Wie bei vielen Frauen, die ganz eigensinnig leben, ging sie stattdessen mit Ideen und Projekten schwanger. Ihre Babys heissen heute: «Kiki», «Rubj», «Onda», «Mito» und «Rozy». Sie könnten unterschiedlicher kaum sein. Anders als der

Lavendelduft «Kiki» ist «Rubj» ein Duft aus Orange und Moschus. «Onda» hingegen kommt holzig-ledrig daher, besteht aus Vetiverwurzeln und Gewürzen. «Mito» wiederum riecht grün: Es ist dem italienischen Renaissancegarten der Villa d'Este in Tivoli nach-



Malt mit den Essenzen: Parfümeurin Kern.

empfunden – Zitrus, Magnolie, Zypresse. Und dann ist da noch «Rozy», das Nesthäkchen: ein Rosenduft. Nächstes Jahr kommt wahrscheinlich ein neues Baby. So, wie Kern von ihm erzählt, wird es wieder ganz anders sein als «Rozy». Ihre Düfte sind für Frauen wie für Männer gedacht. «Was bei Parfüms als männlich und als weiblich gilt, ist völlig beliebig – und interessiert mich nicht», sagt sie.

Was macht den perfekten Duft aus? «Eine Spannung», so Kern. «Zu harmonisch darf er nicht sein.» Wenn er fruchtig und blumig angelegt sei, müsse noch «etwas Dreckiges» dazu. «Ohne Frivolität, ohne eine gewisse Erotik ist ein Parfüm für mich noch nicht gelun-

gen.» Gegensätzlichkeit ist Kerns Ansicht nach auch der Schlüssel bei der Auswahl eines Parfüms. «Nimm eine niedliche Frau und gib ihr ein herbes Parfüm. Nimm eine harte Frau und gib ihr einen runden, weiblichen Duft. Das erzeugt Spannung», sagt Kern.

Animalische Noten

Bei Vero Profumo handelt es sich um Luxusparfüms, preislich rangieren sie zwischen 150 und 250 Franken. Sie legen aber auch eine andere Qualität an den Tag als der Dior-Duft aus der Drogerie. Seit die Produktion von Parfüms für den globalen Markt stattfindet, werden diese fast vollständig synthetisch herge-

stellt. Es sind Düfte aus dem Chemielabor. «Mir persönlich gefällt diese Entwicklung nicht», so Kern. Ein grosser Parfümhersteller muss gewährleisten können, dass sein Duft in China wie in Norwegen gleich riecht – und dies über Jahre hinweg. Er kann sich nicht von Naturessenzen abhängig machen, die lokal unterschiedlich riechen oder deren Erntertrag schwer berechenbar ist. «Als Herstellerin von Nischenparfüms kann ich mir das wiederum leisten», sagt Kern und nippt am Minztee. So verwendet sie neben pflanzlichen Essenzen etwa auch animalische. Bei «Kiki» ist es Ambra. Es klingt ein bisschen eklig, wie Ambra entsteht. Als Endprodukt ist sie aber sehr wertvoll. Ambra ist ein Erzeugnis vom Wal. Der Wal frisst Krill. Er scheidet es aus. Durch das Meerwasser und die Sonne bildet sich eine wachsartige Masse. Schliesslich wird sie in Klumpen am Strand angeschwemmt. Daraus wird ein Extrakt gewonnen, ein Duftstoff, der teurer ist als Gold. Er lässt sich nicht künstlich herstellen, und die Klumpen vom Wal werden nur selten gefunden. «Riechen tut es wunderbar, ganz speziell», sagt Kern über den Duftstoff. «Ambra hat etwas von einem Aphrodisiakum.»

Aber natürlich sind es schon nicht in erster Linie die Rohstoffe, die den Preis eines luxuriösen Parfüms bestimmen. Wie bei allen Luxusprodukten ist es die Idee, das *je ne sais quoi*, das kostet. Aber auch die Arbeitszeit, die ein solches Produkt dem Hersteller abverlangt. Vero Kern arbeitet etwa drei Jahre an einem neuen Duft. Das ist grob auch die Zeitspanne, die ein Schriftsteller für einen Roman veranschlagt. Vero Kern sagt: «Ich male mit den Essenzen» oder: «Ich komponiere ein Parfüm». Sie versteht sich als Künstlerin.

Mit 76 Jahren auf Instagram

Neben einer guten Nase und einer kreativen Veranlagung erfordert es viel Mut sowie eine gewisse Exzentrik und Überzeugungskraft, wenn man sich als Parfümeurin erfolgreich selbständig machen will. Diesen Schritt mit 54 Jahren zu wagen, ist ein bisschen verrückt. Aber es hat geklappt. Vero Kern strahlt heute, mit ihren stattlichen 76 Jahren, noch immer eine jugendliche Vitalität aus. Auf der Fotoplattform Instagram betreibt sie einen Account und postet täglich neue Bilder. Sie ist eine energische Frau, die sich auch zu vermarkten weiss. Mit ihrer geschulten Nase arbeitet Kern auch interdisziplinär, was sie künftig verstärkt tun möchte. Für die Notaufnahme eines Spitals entwickelte sie einen therapeutischen Duft. Sie gibt Seminare für Kunststudenten, um sie für das kreative Potenzial des Olfaktorischen zu begeistern. «Wir haben in unserer Gesellschaft das bewusste Riechen verlernt – dabei sind unsere Erinnerungen und Empfindungen untrennbar damit verbunden», sagt Kern und streichelt ihr schnüffelndes Hündchen. ○





«So wenig Hilfe wie möglich»: Trump-Gattin Melania.



Ikone der Woche

Die Widerwillige

Von Beatrice Schlag

Ich habe die Rede mit so wenig Hilfe wie möglich geschrieben», sagte Melania Trump in einem Interview vor ihrem Auftritt am Parteitag der Republikaner. Nur Stunden später lachte die halbe Welt darüber, dass ganze Passagen von Melanias Rede abgekupfert waren.

Und zwar ausgerechnet aus der Ansprache, mit der sich Michelle Obama vor acht Jahren beim Parteitag der Demokraten vorgestellt hatte. Für eine kurze Weile konnte man sich an der Idee ergötzen, die öffentlichkeitsscheue Melania Trump habe sich mit den Anleihen bei Michelle Obama grausam dafür gerächt, dass der Ehrgeiz ihres Mannes sie auf eine Bühne zwang, auf die sie nie gewollt hatte.

Aber bereits wenige Stunden nach ihrem Auftritt schrieb Trumps Sprecher Jason Miller in einem Statement, dass die Rede, die nicht von Melania Trump selber geschrieben worden sei, Fragmente anderer Personen enthalte. Wer aus Trumps Kampagnenteam dem Kandidaten und seiner Frau ein Ei gelegt hatte, ist bisher nicht bekannt. Wehe ihr oder ihm! Wer sich Donald Trump zum Gegner macht, zumal mit einem so geistreich hinterhältigen Streich, wird gnadenlos vor Gericht geschleppt und arm geklagt.

Muss man mit Melania Trump Mitleid haben? Nicht doch.

Muss man mit Melania Trump Mitleid haben? Nicht doch. Das aus Slowenien stammende Ex-Model, Mutter des jüngsten Trump-Nachwuchses Barron, ist nicht vom Stoff einer Michelle Obama. Sie hat mit Politik nichts am Hut und machte nie einen Hehl daraus, dass sie eine durch und durch private Ehefrau und Mutter sein möchte. Vermutlich hat sie Michelle Obama nie reden gehört, und niemand wird es ihr vorwerfen. Jacqueline Kennedy, in viel privilegierterer und gebildeterer Umgebung aufgewachsen, hasste Öffentlichkeit genauso. Über ihre Zeit als First Lady sagte sie: «Als ich ins Weisse Haus kam, zählte man mir auf, was ich alles an Pflichten übernehmen müsse. Ich tat nichts davon.» Es heisst, sie habe die meiste Zeit der Ära Kennedy gar nicht in Washington, sondern auf ihrem Landsitz in Virginia verbracht. Ähnliche Rechte wird sich auch Melania Trump herausnehmen, sollte ihr Mann Präsident werden. First Lady ist kein Traumberuf. Schon der Titel, sagte Jacqueline, sei eine Zumutung: «Es klingt wie der Name eines Rennpferds.»

«Vietnam hat mich nie interessiert»

Steven Spielberg, 69, der erfolgreichste Regisseur der Geschichte, bringt in diesen Tagen seinen neuen Film «The BFG» in die Kinos. Im Interview erzählt er von seiner Kindheit, spricht über die Grundsätze seiner Erziehung und verrät, dass er bald seinen ersten Western drehen wird. *Von Sven Michaelsen*

Eine Suite im Hotel «Four Seasons» am Central Park in New York. Bevor Steven Spielberg zum Interview Platz nimmt, holt er sein Smartphone aus dem Jackett und zeigt dem Besucher ein Foto, das seine Frau gerade aus Los Angeles geschickt hat. «Wegen Ihnen versäume ich meinen Opa-Tag», sagt der 69-Jährige mit gespielter Tadel in der Stimme. «Schauen Sie, das ist Luke. Er ist mit acht Jahren mein ältestes Enkelkind. Wir wollten heute eigentlich Verkleiden spielen.» Spielbergs eigene Kinder sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Das älteste stammt aus der 1985 geschlossenen Ehe mit der Schauspielerin Amy Irving. Mit seiner zweiten Frau, der Schauspielerin Kate Capshaw, hat er drei leibliche und zwei adoptierte Kinder. Kind Nummer sieben brachte Kate Capshaw mit in die Ehe. Spielbergs Patenkinder sind Drew Barrymore und Gwyneth Paltrow.

Mr Spielberg, eine berühmte Maxime von Ihnen lautet, eine erfolgversprechende Filmidee müsse auf einen Bierdeckel passen. Machen wir den Test: Worum geht es in Ihrem neuen Film «The BFG»?

Die zehnjährige Sophie wird nachts von einem Riesen aus dem Schlafsaal eines Londoner Waisenhauses ins Land der Riesen verschleppt. Ihr Entführer entpuppt sich als lieber Kerl, aber die anderen Riesen sind fünfzehn Meter grosse Ungeheuer, die Menschen auffressen wie Kartoffelchips. Sophie und der freundliche Riese bringen die Königin von England dazu, Hubschrauber und Soldaten loszuschicken, um die Menschenfresser-Riesen gefangen zu nehmen. Es kommt zum Showdown.

«The BFG» – das Kürzel steht für «Big Friendly Giant» – basiert auf Roald Dahls Kinderbuch «Sophiechen und der Riese» von 1982. Der freundliche Riese, von dem Dahl erzählt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, «Schlummys» in Kinderzimmer zu pusten, «schöne, bunte Träume, die den, der sie träumt, glücklich machen». Kommt der freundliche Riese nicht zu einem, muss man darauf gefasst sein, «Todesangst-Schocker» zu träumen, bei denen einem «die Zähne zu Berge stehen» und «die Adern zu Eiszapfen erstarren». Welche Sorte Traum hat die Nächte Ihrer Kindheit beherrscht: Schlummy oder Todesangst-Schocker?

Meine Alpträume habe ich lebendig vor Augen. Sollte ich auch Schlummys gehabt ha-

ben, so habe ich sie vergessen. Die Ausnahme waren Träume, ich denen ich fliegen konnte. Als ich sechs Jahre alt war, sagte ich jeden Abend beim Schlafengehen zu meiner Mutter: «Ich hoffe, ich steige heute Nacht wieder in den Himmel auf.» Das Unheimliche war, dass ich meine Flugträume kontrollieren konnte. Wenn ich in Büchern Bilder von grossartigen Orten entdeckte, sagte ich laut vor mich hin: «Da fliegst du heute Nacht hin!» Meine Träume gehorchten meinen Anweisungen, als wäre ich der Regisseur eines Fantasy-Films.

Wie lange funktionierte das?

Leider nur zwei, drei Jahre. Aus dieser Zeit kommt meine Besessenheit für alte Flugzeuge. Mit zwölf Jahren bekam ich die Super-8-Kamera meines Vaters in die Hände.

«Es gibt keinen Filmemacher, der mich in meiner Kindheit stärker traumatisiert hat als Walt Disney.»

Seither steige ich in den Himmel auf, indem ich Filme drehe. Mein Flugzeug ist die Kamera. Ihr sage ich, was ich sehen möchte. Meistens gehorcht sie.

Im Muster Ihrer Kinderzimmertapete entdeckten Sie diabolische Fratzen, die zu Ihnen sprachen. Von den Möbeln glaubten Sie, sie erwachten nachts zum Leben und hätten es auf Sie abgesehen. Haben Sie als Erwachsener eine Erklärung für die Angstdramen Ihrer Kindheit gefunden?

Das habe ich nie versucht. Es stand für mich auch nicht zur Debatte, einen Psychotherapeuten aufzusuchen. Würde ich diesem Menschen alle meine Phobien erzählen, bliebe mir nichts mehr, woraus ich Filme machen kann. Ich arbeite meine Traumata ab, indem ich sie auf der Leinwand dem Publikum erzähle. Von da an muss der Zuschauer mit meinen Ängsten leben. Zu meinen Gunsten spricht, dass meine Filme in der Regel gut ausgehen.

Es ist fraglich, ob es einer Geschichte gut tut, wenn sie gut ausgeht. Der Schriftsteller Vladimir Nabokov meinte: «Manche Menschen – und ich selbst gehöre zu ihnen – haben für Happy Ends nichts übrig. Wir fühlen uns hintergangen. Unglück ist das Normale. Das Verhängnis sollte nicht klemmen. Die Lawine, die in ihrem Lauf ein paar Meter über dem sich duckenden Dorf zum Stillstand kommt, benimmt sich nicht nur unnatürlich, sondern unmoralisch.»

Meine Sicht ist kindlicher. Mir behagt die Vorstellung nicht, am Ende einer Geschichte jedes Mal mit durchbohrtem Herzen dazusitzen. Wir alle wissen, dass die reale Welt voller Schrecken und Gewalt ist und oft die Bösen siegen. Deshalb mag ich Filme mit Hauptdarstellern, nach denen sich niemand umdreht, die aber über sich hinauswachsen und heldenhafte Taten vollbringen, um andere zu retten. Dahls Kinderbücher haben ein ähnliches Handlungsmuster. Sophie ist keine Amazone mit Superheldenqualitäten, sondern ein zartes Mädchen mit Brille, aber es ist ihre List, die unzählige Kinder davor bewahrt, in den Mägen von Riesen zu enden. **Seinen schweinsäugigen Menschenfresser-Riesen gab Dahl Gruselnamen wie Blutschlucker, Fleischfetzenfresser, Knochenknacker, Kinderkauer und Mädchenmanschener. Besonderen Heiss hunger haben die ständig mit Donnergedröhn furzenden Ungetüme auf kleine Kinder, weil sie beim Zerkauen «nicht so zäh sind wie alte Omas». Vertragen zarte Kinderseelen Hardcore-Themen wie Kannibalismus?**

Dahls Kinderbücher sind nicht mehr oder weniger traumatisierend als Disney-Klassiker wie «Dumbo», «Bambi» oder «Fantasia». Bambi verliert seine Mutter durch die Kugel eines Jägers. Ein schlimmerer Albtraum ist für Kinder kaum vorstellbar. Eine Nacht auf dem kahlen Berge am Schluss von «Fantasia» ist ein Horror, der einem die Haare zu Berge stehen lässt. Es gibt keinen Filmemacher, der mich in meiner Kindheit stärker traumatisiert hat als Walt Disney. Aber wenn der Horror in seinen Filmen den Höhepunkt erreichte, war es dieser Walt Disney, der mir zu Hilfe eilte und mich rettete. Diese Angstlust liess mich dem nächsten Disney-Film entgegenfeiern. Jeder Schrecken wird mit der gleichen Dosis Freude und Gelächter belohnt: Das ist die klassische Rezeptur für Märchen, die ich mag. Erfunden hat sie Walt Disney.

Mögen Sie den «Struwwelpeter» von Heinrich Hoffmann?

Nein. Man kann am Ende dieser Geschichten nicht erleichtert aufatmen, weil es keine Rettung oder Erlösung gibt. Erzählt wird von fehlgeleiteten Kindern, die durch eine grausame Lektion auf den Pfad der Tugend gebracht werden sollen. «Du lutschst dauernd am Daumen? – Dann schneiden wir dir mit einer Riesenschere beide Daumen ab!» Kindern mit dem Schlimmsten zu drohen,



«Zu meinen Gunsten spricht, dass meine Filme in der Regel gut ausgehen»: Regiemeister Spielberg.

ist schwarze Pädagogik, und an die glaube ich nicht. Das Böse kann niemals das Gute gebären. Anders als Hoffmann halten sich Disney und Dahl an ein Urgesetz des Erzählens: Um Dramatik zu erzeugen, braucht man Dunkelheit – aber auch Licht.

In welchem Alter durften Ihre Kinder Ihren Schocker «Der Weisse Hai» ansehen?

Meine Frau und ich schwimmen und segeln sehr gern, deshalb wollte ich meine Kinder so lange wie möglich vom «Weissen Hai» fernhalten. Sie sollten Freude am Wasser haben. Es lief aber bei allen Kindern gleich. Ohne dass ich mein Okay gegeben hätte, hiess es eines Tages: «Dad, ich habe gestern den «Weissen Hai» gesehen!» Wenn ich fragte, wie zum Teufel das möglich sei, hiess es, bei einer Übernachtung bei Freunden hätten die Eltern erlaubt, sich den Film anzuschauen. So viel zu Menschen, die eine liberalere Auffassung von Kindererziehung haben als ich.

In «Charlie und die Schokoladenfabrik» mahnt Dahl mit erhobenem Zeigefinger: «Lasst Kinder niemals an den Fernseh-Flimmerkasten ran!» Waren Sie ein Bücher- oder ein Fernsehkind?

Ich fürchte, ich habe die Hälfte meiner Kindheit Fingernägel kauend vor dem Fernseher verbracht. Der Apparat hat mir den besten Freund ersetzt.

Dahl war ein miserabler Schüler. Einer seiner Lehrer schrieb ihm ins Zeugnis: «Ich kenne niemanden, der so beharrlich Wörter verwendet, die das Gegenteil des Gemeinten bedeuten.»

Wie kamen Sie in der Schule zurecht?

In den meisten Fächern bekam ich fürchterliche Noten, besonders in Physik, Mathematik und Biologie. Lobenswert fanden mich die Lehrer nur in amerikanischer Geschichte. Es war mir ein Rätsel, warum ich im Unterricht so peinlich hinterherhinkte. Als meine Mitschüler längst flüssig lesen konnten, bewegte ich meinen Zeigefinger noch im Schnecken-tempo von Buchstabe zu Buchstabe. Wenn ich vor die Klasse treten sollte, um ein Gedicht aufzusagen, erntete ich Lachsalven. Selbst die Lehrer mussten sich die Bäuche halten, weil ich die Wörter auf eine Weise falsch verstanden hatte, die mörderisch komisch gewesen sein muss. Es war grausam, und ich schämte mich bis auf die Knochen. Erst vor acht Jahren hat ein Arzt herausgefunden, was mit mir nicht stimmt. Ich bin Legastheniker.

Nachdem Dahl mit neun Jahren ins Internat gekommen war, wurde er von sadistischen Lehrern jahrelang mit Stockhieben malträtiert, die seine Haut aufplatzen liessen. Ist das wichtigste Kapital eines Künstlers eine unglückliche Kindheit?

Sie meinen: «Wer nicht gelitten hat, der hat nichts zu sagen»? Das ist mir zu simpel. Es gibt keine Generalformel, die alle schöpferischen Menschen erklärt. Gäbe es sie, könnte

man Künstler duplizieren. Was hat Tim Burton zu Tim Burton gemacht? Was hat mich zu Steven Spielberg gemacht? Beide haben wir unseren eigenen Weg durchs Leben gefunden, aber warum wir gerade diesen Weg gegangen sind, wird nie jemand erklären können. Dieses Geheimnis haben die Beatles als «Magical Mystery Tour» besungen.

1983 schockierte Dahl die Öffentlichkeit mit antijüdischen Kommentaren. Er verglich israelische Politiker mit Hitler und Göring und warf den Juden eine Mitschuld am Holocaust vor, weil sie, so seine Begründung, zu feige gewesen seien, sich den Streitkräften der Alliierten anzuschliessen. In einem Gespräch mit der britischen Wochenzeitung *New Statesman* sagte er: «Es gibt einen Zug im jüdischen Charakter, der Feindseligkeit hervorruft. Sogar ein Stinktier wie Hitler hat nicht ohne Grund auf ihnen herumgehackt.» Haben Sie eine Erklärung, was in Dahl gefahren war?

Nein. Vielleicht hat er zwei, drei Jahre später anders gedacht und seine Äusserungen bedauert. Vielleicht wurde er auch falsch wiedergegeben. Ich lese ständig Sätze von mir, die ich nie gesagt habe. Deshalb glaube ich nicht alles, was gedruckt wird.

Dahl hat seine Äusserungen weder widerrufen noch gesagt, er sei falsch zitiert worden.

Soll man jeden Künstler boykottieren, der politischen Müll von sich gibt? Was habe ich alles über Hergé gehört, als ich «Die Abenteuer von Tim und Struppi» drehte!

Es ist unstrittig, dass Hergé 1940 ein anti-jüdisches Buch illustriert hat und sich von den Nationalsozialisten für ihre Propaganda einspannen liess.

Mich interessieren die Bücher von Hergé und Dahl, nicht ihre persönliche DNS. Ich tendiere zu der Haltung, dass ein paar verdammenswerte Statements eines Künstlers nicht ausreichen, um seine Kunst gleich mit zu verdammen. Erst wenn aus den einzelnen Äusserungen ein Lebens-thema wird, möchte ich mit diesem Künstler und seinen Werken nichts mehr zu tun haben.

Wurde Dahl gefragt, was ihn zum Schriftsteller gemacht habe, antwortete er: «Ein Schlag gegen meine Birne.» Gemeint war seine Bruchlandung als Pilot der Royal Air Force im Zweiten Weltkrieg, bei der er einen Schädelbruch erlitt und vorübergehend erblindete. Können Sie sagen, was Sie zum Filmregisseur gemacht hat?

Bei mir kam der Schlag gegen die Birne, als ich fünf Jahre alt war. Mein Vater fuhr mit mir in die nächste Grossstadt und parkte das Auto neben einem Gebäude, das von Hunderten Menschen umlagert war. Wir muss-

ten stundenlang in der Kälte anstehen, um Eintrittskarten zu bekommen. Als ich fragte, was wir uns anschauen würden, sagte mein Vater: «Einen Zirkusfilm.» Da ich das Wort Film noch nie gehört hatte, dachte ich, wir gingen in einen Zirkus. Ich freute mich darauf, dass der Vorhang sich öffnet und Elefanten, Löwen und Clowns erscheinen. Als der Vorhang schliesslich aufging, starrte ich ungläubig auf eine riesige Leinwand, auf der grosse, körnige Buchstaben auftauchten und nach ein, zwei Sekunden wieder verschwanden. Ich fühlte



«Dunkelheit – aber auch Licht»: Autor Dahl.

mich fürchterlich betrogen. Aber nach zehn Minuten traute ich meinen Augen nicht: Auf der Leinwand lief das Spektakel aller Spektakel! Später erfuhr ich, dass ich Cecil B. DeMilles Monumentalfilm «Die grösste Schau der Welt» gesehen hatte. Dieser erste Kinobesuch hat eine unstillbare Neugier in meinem Kopf entfacht: Wie macht man solche Bilder?

Mit dreizehn Jahren begannen Sie, Science-fiction- und Kriegsfilm zu drehen, die bis zu fünfzehn Minuten lang waren. Ihre Mutter taufte Sie daraufhin Cecil B. DeSpielberg.

Ich wurde ein kleiner Tyrann und verwandelte unser Haus in ein Filmstudio. Meine drei jüngeren Schwestern und meine Mutter scheuchte ich herum, als wären sie nur auf die Welt gekommen, um Hilfsdienste für mich zu erledigen. Würde ich heute meine Mitarbeiter so behandeln, bekäme ich Ärger mit der Gewerkschaft.

Dahl war ein Kauz, der seine millionenfach verkauften Bücher in einem sechs Quadratmeter grossen Gartenschuppen schrieb, in dem nie jemand putzen durfte und dessen einziges Fenster mit einem braun angelaufenen Duschvorhang abgedunkelt war. In sei-

ner nach Nikotin stinkenden Klause umgab er sich mit Kuriositäten, die seine Fantasie entfachen sollten, darunter ein Oberschenkelhalskopf, der ihm bei einer Operation entfernt worden war. Was macht Sie beim Schreiben schöpferisch?

Ein Drehbuch zu schreiben, gehört zum Anstrengendsten, was ich je gemacht habe. Deshalb gibt es nur so wenige wie mich. Maskottchen oder Talismane helfen mir beim Schreiben nicht. Der einzige Voodoo-Zauber, der wirkt, ist Grabesstille – und ich rede von einem sehr tiefen Grab. Höre ich, wie der Luftzug der Klimaanlage gegen mein Trommelfell stösst, fluten Ideen mein Gehirn. Höre ich Geräusche oder Stimmen, bin ich wie ein Angler, bei dem die Fische nicht anbeissen.

Um in seinem Schuppen in Ruhe schreiben zu können, erzählte Dahl seinen Kindern, dort lebten Wölfe, die am liebsten kleine Kinder fressen würden. Haben Sie ähnliche Tricks angewandt, als Ihre Kinder klein waren?

Nein. Sobald es um meine Kinder geht, bin ich ein Kümmerer, der sich um alles Sorgen macht. Meine Familie nennt mich deshalb «The Worrier». Meine oberste Priorität war immer, für die Kinder da zu sein. Das hat jeden Drehplan bestimmt. Als meine Kinder klein waren, habe ich ihnen jeden Abend Gutenachtgeschichten vorgelesen und sie morgens zur Schule gebracht. Ich war keiner dieser Väter, die meinen, ein spektakuläres Wochenende im Disneyland ersetze die Fürsorge im Alltag.

Sylvester Stallone bläute seinen fünf Kindern als oberste Regel ein: «Traue niemandem mehr als dir selbst.» Wie lautete Ihr Credo als Vater?

«Du bist, was du tust. Überlege deshalb vorher, was deine Handlung über dich aussagt und wie die Welt darauf reagieren wird.» Die Reaktion meiner Kinder auf diese Sätze ist seit vielen Jahren gleich: Sie stellen ihre Ohren auf Durchzug.

Dahls einzige Liebe, die ein Leben lang hielt, war die zur Schokolade. Aus diesem Grund sorgt im Dahl-Museum in Great Missenden bei London ein Gerät dafür, dass alle Räume nach Schokolade duften. Gibt es einen Geruch, der Sie an Ihre Kindheit erinnert?

O ja. Wenn mein Vater die Einmachgläser hervorholte, wusste ich, gleich wird das ganze Haus nach Essigsud und Dill riechen. Er liebte das Einmachen von Mixed Pickles. Sie waren so scharf gewürzt, dass der Mund in Flammen stand und einem Tränen in die Augen schossen, aber ich liebte sie.

Dahl schrieb das Drehbuch für den James-Bond-Film «Man lebt nur zweimal». Über die Dreharbeiten unter Lewis Gilbert äusserte er sich höchst zufrieden: «Ein netter Regisseur, der mich in Ruhe liess und sich an mein Buch hielt.»

Für mich lief es andersherum. Nachdem «Der Weisse Hai» ein Riesenhit geworden war, traute ich mich, den Bond-Produzenten Albert Broccoli um ein Treffen zu bitten. Ich wollte ihm sagen, wie sehr ich die Bond-Filme liebte und dass ich gern beim nächsten Bond Regie führen möchte. Er liess mich aber nicht einmal zur Tür herein. Nach «Unheimliche Begegnung der dritten Art» rief ich ihn wieder an: «Geben Sie mir jetzt James Bond?» Er antwortete: «Nein!» Heute könnte er sich mich nicht leisten.

Sie haben das Angebot abgelehnt, die Harry-Potter-Romane von Joanne K. Rowling zu verfilmen. Ihr Nein begründeten Sie angeblich mit der fehlenden kreativen Herausforderung: Es wäre wie Geldabheben von der Bank gewesen, «als würde man Enten in einem Fass jagen».

Alles Unsinn, der Grund war ein anderer: Ich wollte Zeit für meine Kinder haben – die mich anflehten, bei den Harry-Potter-Filmen Regie zu führen, obwohl sie wussten, dass sie in den USA zur Schule gehen und die Dreharbeiten in England stattfinden sollten. Ich habe dann sieben Monate lang von Los Angeles aus an «Harry Potter und der Stein der Weisen» mitgearbeitet. Ich besetzte Maggie Smith und Richard Harris und arbeitete mit Steve Kloves am Drehbuch. Regie führte mein Protegé Chris Columbus, und was er ablieferte, war brilliant. Als meine Kinder seinen Film sahen, waren sie ausser sich: «Dad, das hätte dein Film sein können! Wie um Himmels willen konntest du dir diese einmalige Gelegenheit entgehen lassen?» Ich antworte ihnen: «Manchmal ist ein Film für mich bestimmt, manchmal für jemand anders. In meinem Leben war es der falsche Zeitpunkt, diese Geschichte zu erzählen. Chris hatte den Film in seinem Herzen. Also war er der Richtige, ihn ans Licht zu holen.»

Sie haben in 47 Berufsjahren weder einen Western gedreht noch einen Vietnamfilm. Warum machen Sie um diese uramerikanischen Genres einen Bogen?

Vietnam hat mich nie interessiert. Während meine Altersgenossen mit Anti-Kriegs-Transparenten auf den Strassen demonstrierten, dachte ich über Objektive und Blenden nach. Es gibt ausserdem schon zwei Geniewerke über den Krieg in Vietnam: «Apocalypse Now» von Francis Ford Coppola und «Platoon» von Oliver Stone. Diesen Filmen hätte ich nichts entgegenzusetzen oder hinzuzufügen. Mein Krieg ist der Zweite Weltkrieg. Mein Vater war Funker und Kanonier in B-25-Bombern, und in den Jahren nach dem Krieg fanden bei uns zu Hause fast jede Woche Veteranentreffen statt. Mein Lieblingsspielzeug waren die Erinnerungsstücke, die



«Wie macht man solche Bilder?»: «The BFG», 2016.



«Horror»: Disneys «Fantasia», 1940.

mein Vater von seinen Einsatzorten mitgebracht hatte. Am Wochenende schauten wir uns zusammen Filme mit John Wayne an, die im Zweiten Weltkrieg spielten, von «Schnellboote vor Bataan» und «Unternehmen Tigersprung» bis zu «Alarm im Pazifik».

«Während meine Altersgenossen demonstrierten, dachte ich über Objektive und Blenden nach.»

Warum haben Sie nie einen Western gedreht?

Mein Debüt kommt. Ich arbeite gerade an einem Drehbuch. Es ist noch nicht perfekt, aber wenn ich es hinbekomme, wird das mein erster Western. Bei den Dreharbeiten werde ich Anfang siebzig sein, aber besser eine späte Premiere als keine.

Sie sind der erfolgreichste Regisseur der Filmgeschichte, Ihr Vermögen wird auf 3,6 Milliarden Dollar geschätzt. Mit welchen Deformationen und seelischen Wunden haben Sie diese triumphale Karriere bezahlt?

Mit dieser Sorte Fragen kann ich wenig anfangen. Ich denke weder darüber nach, was



«Liberalere Erziehung»: «Jaws», 1975.

schiefgelaufen ist in meinem Leben, noch darüber, was gut gelaufen ist – ich arbeite lieber. Aus dem gleichen Grund schreibe ich keine Autobiografie. Warum zurückschauen, wenn man noch viel vorhat? Das raubt einem doch nur Energie. Memoiren werde ich allenfalls als Rentner schreiben, aber in den Ruhestand zu gehen, steht nicht auf meiner To-do-Liste. Meine Mutter führt seit vielen, vielen Jahren ein koscheres Restaurant am Pico Boulevard in Los Angeles. Sie ist 96 Jahre alt und erscheint jeden Tag pünktlich zur Arbeit. Mein Vater feiert im kommenden Jahr seinen 100. Geburtstag. Vielleicht bleiben mir also noch ein paar produktive Tage. Dahl starb 1990 mit 74 Jahren an Blutkrebs. Seine Grabbeigaben waren Billardstöcke, HB-Bleistifte der Marke Dixon Ticonderoga, eine Motorsäge, formidabler Burgunder und Schokolade. Was soll man Ihnen ins Grab legen?

Ganz bestimmt keine «E. T.»-Figur.

Warum nicht?

Die allermeisten sind Raubkopien.

Lesen Sie auf Seite 61 Wolfram Knorrs Filmkritik zum neuen Spielberg-Film «The BFG».

Ab auf die Baustelle!

In einem Teil Grossbritanniens machen sich Männer strafbar, die Frauen hinterherpfeifen.

Von *Claudia Schumacher*

Männer sprechen einen gar nicht mehr **Man!**», sagte neulich eine hübsche, halbitalienische Freundin von mir, die seit Jahren Single ist. Von einem Unbekannten im Alltag nett angeflirtet zu werden, könne man vergessen. Aus Angst, der Damenwelt irgendwie falsch oder gar verletzend entgegenzutreten, würden sich Schweizer ihre Versuche zunehmend sparen. «In Italien läuft das entspannter», seufzte sie etwas wehmütig.

Der Umgang der Geschlechter wird immer verklemmter. Und es gibt Länder, die vom «Ciao bella!» der Italiener noch weiter entfernt sind als die Schweiz. In einem Teil Grossbritanniens ist es künftig nicht mehr erlaubt, Frauen hinterherzupfeifen. Die Polizei der Grafschaft Nottinghamshire prüft solche Fälle jetzt als «Hassverbrechen». Hinterherpfeifen fällt damit in dieselbe Kategorie wie rassistisch motivierte Straftaten. Dass krasse Fälle von sexueller Belästigung oder Bedrohung bestraft gehören, ist klar und in Grossbritannien wie in den meisten westlichen Ländern auch längst Standard. Aber Hinterherpfeifen?

Es scheint, als würde sich in den Industrienationen, wo Frauen immer mehr Schutz erfahren, proportional zum Schutz auch die Verletzlichkeit entwickeln. Hinein in die Sphären der Hypersensibilität. Je mehr der Mann und sein Verhalten öffentlich problematisiert werden, desto mehr reagieren Frauen geradezu allergisch auf ihn. Und doch würden ja immer noch viele Frauen eigentlich gerne eine heterosexuelle Beziehung führen. Hm. Durchgesetzt haben die gesetzliche Verschärfung in Nottinghamshire übrigens zwei Frauen. Eine Polizeichefin und eine Frauenbeauftragte. Für wie unsouverän halten die beiden eigentlich ihre Geschlechtsgegensinnen, wenn sie diese schon vor Pfiffen schützen wollen? Es fällt auf, dass es oft wenig selbstbewusste Frauen sind, die aus jeder Mücke gleich einen Elefanten der sexuellen Belästigung machen. Gestandene Frauen sind eher in der Lage, auch einmal ein Kompliment zu verstehen.

Warum müssen Frauenbeauftragte als Teil der Ausbildung nicht eine Weile auf der Baustelle arbeiten? Zum Beispiel jetzt, bei 30 Grad im Schatten. Wer schleppt Lasten, arbeitet stundenlang mit gekrümmtem Rücken und atmet Schadstoffe beim Asphaltieren und Bohren ein? Genau. Diese fieseren Typen, die so gerne den armen Frauen hinterherpfeifen.

Es gibt keine Moral, nirgends

Ein Thriller? Ein Beziehungsroman? Ein amerikanisches Sittenbild? «Ein Leben für ein Leben» von Louis Begley ist alles gleichzeitig. Von *Pia Reinacher*

Es fängt alles ganz harmlos an. Friedlich ist es auf Torcello, der Insel in der Lagune von Venedig. Der Bestsellerautor und New Yorker Kriegsveteran Jack Dana, hochdekoriertes Offizier der Marineinfanterie, der nach einer Verletzung seine Militärkarriere aufgab und ein ebenso ambitionierter Schriftsteller geworden ist, hat Torcello als Rückzugsort gewählt. Er bewundert die im Wasser versinkende schwermütige Landschaft, geniesst die Freuden der verfeinerten rustikalen Küche in der Locanda, in der er wohnt. Hier will er seine Wunden heilen. Seine langjährige Geliebte Kerry hat sich von ihm getrennt. Sein Onkel Harry wurde von seinem Widersacher Abner Brown ermordet, einem ebenso mächtigen und angesehenen wie korrupten und kriminellen Wirtschaftsgiganten. Harry hatte als sein federführender Anwalt dessen dunkle Verstrickungen aufgedeckt und eine Akte angefertigt und beabsichtigte, ihn der amerikanischen Justiz auszuliefern. Aber Abner kam ihm zuvor: Er schickte einen Auftragsmörder.

Jack Dana erhofft sich auf Torcello Selbsttherapie im doppelten Sinne: Er will sich von den verstörenden Ereignissen befreien und den Dingen gleichzeitig auf den Grund gehen. Einerseits sucht er Frieden, wozu ihm die tägliche Versenkung in das rätselhafte Mosaik des jüngsten Gerichts in der Basilika von Torcello hilft. Andererseits will er Erkenntnisse über den kriminellen Sumpf im Schreiben gewinnen. Täglich arbeitet er an einem Roman, der die Geschichte des Mordes an seinem Onkel erzählt.

Heilung von der Selbsterniedrigung

Anhand dieser speziellen Therapie hatte er schon seine Erfahrungen in den Kriegen im Irak und in Afghanistan verarbeitet – und wurde dank dem literarischen Exorzismus zum illustren Romanautor. Jetzt aber überstürzen sich die Ereignisse. Genau in dem Moment, als er sich entschliesst, nach New York zurückzukehren und um seine verlorene Geliebte Kerry zu kämpfen, erhält er einen entscheidenden Anruf: Auch die Anwältin ist tot. Jack ist sicher, dass auch sie ermordet wurde. Er beschliesst, den Kampf gegen seinen monströsen Widersacher Abner Brown aufzunehmen, und fliegt zurück nach Amerika.

Louis Begley ist ein ebenso schillernder wie intelligenter und origineller Schriftsteller. Mit seinem erst im Alter von 57 Jahren geschriebenen Erstling, «Lügen in Zeiten des Krieges»

(1991), katapultierte er sich Anfang der neunziger Jahre auf Anhieb in die vordersten Ränge der Weltliteratur. Seine distanzierte Rekonstruktion der Kriegserlebnisse von Maciek, einem Kind, das nur dank der Schlaueit, Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung und Intelligenz seiner Tante Krieg und Judenverfolgung in Polen überlebt, verschaffte ihm den Respekt der Kritik und die Gunst der Leser. Tatsächlich gelang es dem 1933 im galizischen Stryi geborenen Juden Louis Begley, der 1946 mit seinen Eltern Polen verlassen hatte und über Paris nach Amerika emigriert war, das schreckliche Lebensgefühl der eigenen Kindheit zu thematisieren, ohne ins Anekdotische abzugleiten oder die eigenen Erfahrungen autobiografisch zu verarbeiten.

Es gibt eine Parallele zum Erstling, eine leise Spur in diesem neuen, so anders gearteten Thriller und Gesellschaftsroman «Ein Leben

Alle führen sie ein Doppelleben, das jeden Moment das ganze Spiel umkehren kann.

für ein Leben», den Louis Begley jetzt vorlegt: Schon damals suchte sein Erzähler Heilung von den Erfahrungen der Selbsterniedrigung, Demütigung und Entwürdigung in der Kunst: in der Versenkung in die grossen Dichtungen der Antike, etwa in Dantes «Inferno».

Das Phänomen Begley liegt in dessen überraschender Fähigkeit, immer neue Rollen anzunehmen, Identitäten auszuprobieren – und es unter diesen immer neuen Masken auf jedem Terrain zu Höchstleistungen zu bringen. Ludwik Begleiter, wie der Autor ursprünglich hiess, studierte an amerikanischen Eliteschulen. Nach dem Graduiertenstudium an der Harvard Law School arbeitete er als Anwalt, spezialisierte sich auf internationales Vertragsrecht und wurde 1968 Sozius der weltweit bekannten Kanzlei Debevoise & Plimpton, deren aktiver Seniorpartner er bis 2003 blieb. Das ist insofern ein Glücksfall für die Literatur, als er sein politisches, gesellschaftliches und wirtschaftliches Wissen wie kaum ein anderer faktentreu und detailliert einsetzen und als Reservoir für seine literarischen Fälle nutzen kann.

Begley weiss immer genau, wovon er spricht: Diesem Autor gelingt es auch in seinem neuesten Thriller wieder, etwa mit Abner Brown, eine Figur zu schaffen, wie sie das amerikani-



Meister des erzählerischen Kalküls: Autor Begley.

sche Wirtschaftssystem durchaus kennt: einen machtbesessenen Emporkömmling, der sich einerseits an die politischen Verhältnisse anpasst, um maximal zu profitieren, der sich andererseits gegen die Regulierer, Gesetzgeber und Bürokraten, die seine Macht eindämmen wollen, mit den Instrumenten der Unterwelt – Kriminellen, Drogenhändler und des Sexgewerbes – zur Wehr setzt. Begley switcht vom noblen Milieu amerikanischer Kanzleien, New Yorker Intellektueller oder gebildeter reicher jüdischer Kreise direkt zur Unterwelt, die vor keiner Gewalt zurückschreckt. Mehr noch: Auch sein Held, der Bestsellerautor und Kriegsheld Jack Dana, ist Teil dieses Systems: ein eleganter Bewohner einer gepflegten Wohnung in der Park Avenue mit passender Haushälterin, der befreundete Anwältinnen in die besten Restaurants ausführt, eloquente Ge-

sprache führt und den Damen gepflegte Verführungsangebote macht – das alles beim Genuss von viel Martini und deliziosen Menüs.

Auf der anderen Seite gehören Knarre und Messer im Jackett zu seiner Grundausrüstung, vor deren Anwendung er keineswegs zurückschreckt – Nahkampf gehört für den Kriegsveteranen, der dreimal pro Woche Kickboxen und Krav Maga trainiert, wie selbstverständlich dazu. Skrupellosigkeit und Unmoral sind in beiden Welten, der noblen und der verruchten, gar keine Kategorien, die negativ ins Gewicht fallen würden, sondern selbstverständliche charakterliche Grundausstattung, um zu den Gewinnern zu gehören.

Zersplitterte Identitäten

Das ist das Tückische dieses neuen Romans «Ein Leben für ein Leben» von Louis Begley: Es

gibt keine Moral, nirgends. Es gibt nur Rache und Hass, auf beiden Seiten. Es gibt weder die Guten noch die Schlechten, sondern nur die zersplitterten Identitäten von Leuten, die zu allem fähig sind: zum Erhabenen und zum Dämonischen. Und alle führen sie ein Doppelleben, das jeden Moment das ganze Spiel umkehren kann. Begley erweist sich in seinem neuen Roman als Meister des erzählerischen Kalküls, der starken emotionalen Reize und des schlaue inszenierten Gegenspiels von brachialer Gewalt und überfeinerer Kultur. Ob er über die Hintertür des Thrillers ein schonungsloses Abbild der amerikanischen Gesellschaft im Sinn hatte?

Louis Begley: Ein Leben für ein Leben. Roman. Suhrkamp. 300 S., Fr. 23.90

Neues über das berühmteste Ohr der Welt

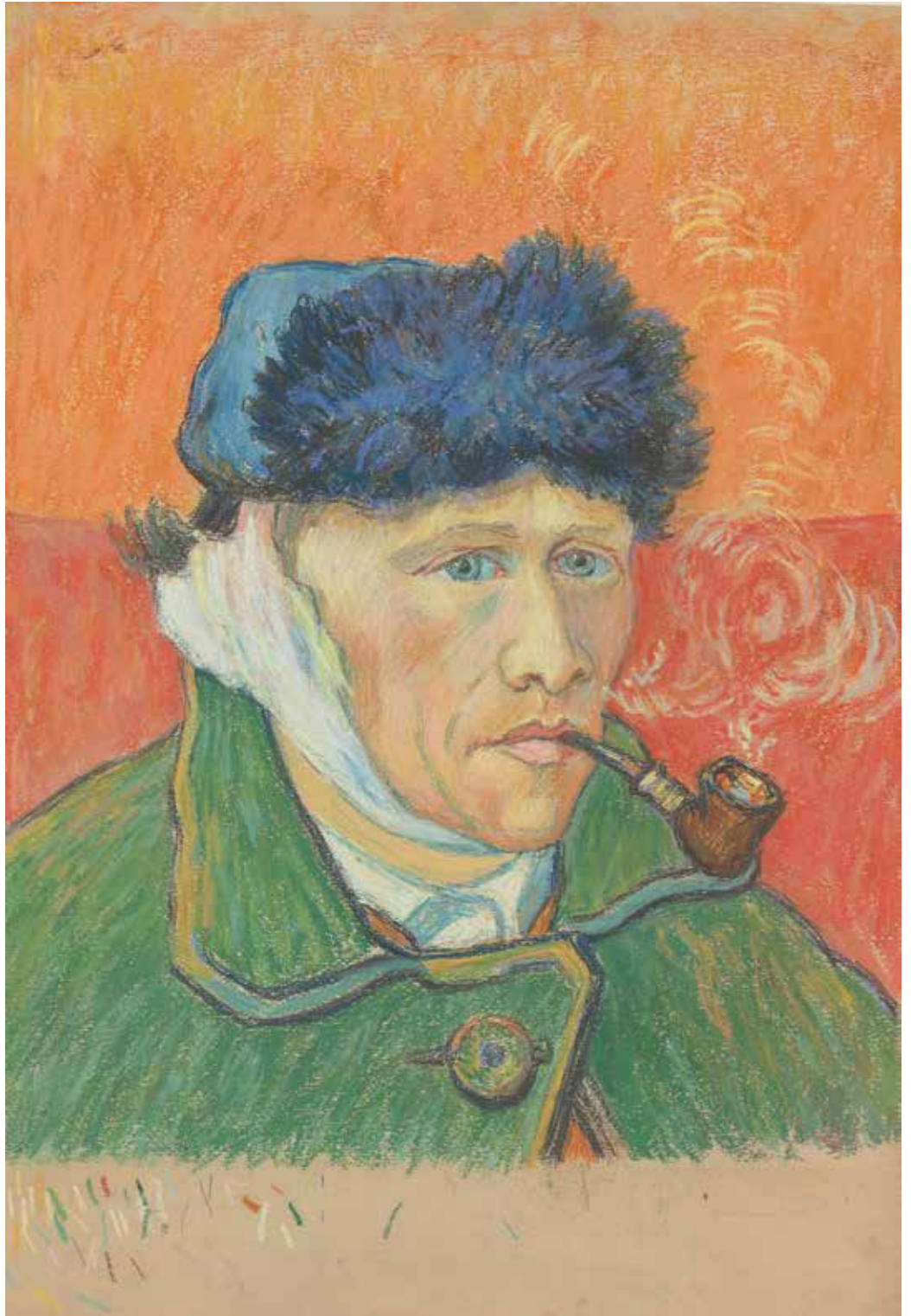
Eine Amsterdamer Ausstellung über van Goghs Umgang mit dem Wahnsinn wartet mit vermeintlichen Sensationen auf. Was gibt es über den Maler, sein abgeschnittenes Ohr und seinen Selbstmord tatsächlich noch zu sagen? *Von Hanspeter Born*

Van Gogh? Schon wieder van Gogh. Verschonen Sie mich. Sättigungsgrad erreicht. Ein Tag in Amsterdam mit einem Besuch einer sinnigerweise «Am Rande des Wahnsinns» getauften Ausstellung hat die Folge, dass ich, grosser Bewunderer von Vincent, mir geschworen habe: Nie wieder van Gogh. Was soll «De waanzin nabij» oder «On the Verge of Insanity»? Einfach. Sie soll Tausende und Abertausende von Touristen, vornehmlich aus Asien und Amerika, anziehen. Adrette Guides in gelben (Sonnenblumen!) Plastikmäntelchen schleusen Gruppen und Grüppchen durch die Säle. Die mit «Host» angeschriebenen Mädchen und Jungen haben den Auftrag, gut gelaunt zu sein und ihren Schützlingen ein «Erlebnis», wenn möglich mit «Emotionen», zu vermitteln. Studentinnen aus Schanghai (oder woher auch immer) stellen sich der Reihe nach vor das grossformatige Plakat, das einen Gesichtsausschnitt mit verbundenem Ohr zeigt, und machen Selfies. Höhepunkt des Erlebnisses ist das Shopping: Poster, Karten, T-Shirts, Hüte, Geschirr, Taschen, Schlüsselbünde, Accessoires aller Art mit Van-Gogh-Motiven, am besten Sonnenblumen, Schwertlilien, Pfingstrosen, Mohnblumen. Der *gift shop* ist ein Eldorado feinsten Designs.

«Am Rande des Kopfes»

«Van Gogh» ist ein Brand. Wie Coca-Cola gibt es ihn seit über hundert Jahren, und er ist nicht totzukriegen. Im Gegensatz zum Softdrink aus Atlanta kennt man die Ingredienzen. Neben den grossartigen Bildern (Nebensache) lebt der Brand von Mythen: Der verfemte Künstler, der keine Bilder verkaufen konnte, das dem Wahnsinn nahe Genie, das sich das Ohr abzwackte und sich dann umbrachte. Der Mythos muss gepflegt und immer wieder mit News aufgepeppt werden.

Diesen Sommer kann das Van-Gogh-Museum (VGM) zwei «Sensationen» präsentieren. Die eine betrifft das unvermeidliche Ohr. Die Lehrmeinung besagte, dass sich Vincent bloss ein Stücklein seines Gehörorgans abgeschnitten hatte, nicht das ganze. Diese Theorie stützte sich auf Aussagen von Jo Bongers, Vincents Schwägerin, von Paul Gachet jr., der an Vincents Totenbett gewacht haben will (was er nicht tat), und von Paul Signac, dem Maler, der ihn drei Monate nach dem Ohr-Vorfall besucht hatte und Jahrzehnte später in einem Brief berichtete, dieser habe «das Ohrläppchen abgeschnitten (nicht das ganze Ohr)». Auch wenn seine Schwägerin Jo und Gachet junior längst als



«L'homme à la pipe»: Emile Schuffeneckers Entwurf zu einem Porträt von van Gogh, 1892/93.

Serienlügner ertappt sind und Signac nur den Verband sah, nicht die Verletzung, unterschrieb auch das VGM – unfehlbar wie der Vatikan – die Ohrläppchentese. Die Museumsexperten und die meisten Kunsthistoriker, Kritiker, Kenner et

cetera beteten sie nach. Dies, obschon damalige Krankenberichte, Polizeirapporte, Zeitungsmeldungen immer nur vom Ohr sprachen. Gauguin, der seinen blutenden Kollegen im Bett sah, schrieb, das Ohr sei am «Rande des

Kopfs», und Vincent selber meinte spottend, er müsse sich wohl ein Ohr aus Papiermaché machen lassen, um von der Fremdenlegion (in die er gehen wollte) aufgenommen zu werden.

Jetzt ist die leidige Ohrfrage definitiv gelöst, und zwar nicht im Sinne der Lehrmeinung. Das Verdienst liegt nicht bei den Forschern des VGM, sondern bei einer in der Provence lebenden englischen Lady, Bernadette Murphy, eine kunstinteressierte Amateurin, geht ungeheuer fleissig und hartnäckig den Spuren nach, die Vincent in Arles hinterlassen hat. Sie wollte genau wissen, was an jenem fatalen Abend geschehen war, als der Maler seinen Anfall hatte. Fündig wurde sie in einem Archiv in Kalifornien, das den Nachlass des Schriftstellers Irving Stone aufbewahrt. Stone wurde mit seinem (später von Vincente Minnelli mit Kirk Douglas und Anthony Quinn verfilmten) Van-Gogh-Roman «Lust for Life» berühmt.

Irving Stones Recherchen

Im Zuge seiner damaligen Recherchen besuchte Stone am 18. August 1930 in Arles Félix Rey, den Arzt, der Vincent behandelt hatte. Dieser erzählte ihm, was geschehen war, und zeichnete ihm ein Ohr mit einer getüpfelten Linie, die angibt, wo genau das Rasiermesser dieses wegschnitt. Eine zweite Skizze zeigt das verbleibende winzige Stück des Ohrläppchens. Dazu schrieb er: «Ich bin froh, Ihnen die Auskünfte zu geben, um die Sie mich betreffend meinen unglücklichen Freund van Gogh gebeten haben. Ich hoffe ehrlich, dass Sie dem Genie dieses bemerkenswerten Malers Ehre antun werden. Dr. Rey». Das bisher unbekanntes Dokument ist jetzt in der Ausstellung zu sehen.

Félix Rey macht auch einer albernen Hypothese, die vor ein paar Jahren in die Welt gesetzt worden ist, den Garaus. Zwei deutsche Autoren hatten behauptet, nicht van Gogh selber habe das Ohr abgeschnitten, sondern Gauguin mit einem Degen. Auf der einen Tatsache, dass Gauguin sein Fechtzeug nach Arles mitgenommen hatte, gründeten sie ein ganzes Buch. (Dass die Koautorin Wildegans heisst, ist nicht ihre Schuld.)

Die zweite «Sensation», mit der das VGM die Weltöffentlichkeit beglückt, ist eine rostige Feuerwaffe. Der Taschenrevolver vom Typ Lefauchaux-Stiftzündler wurde in einem Feld hinter dem Schloss von Auvers gefunden – um 1960, angeblich von einem Bauern beim Pflügen. Der Lefauchaux war die beliebteste militärische Handwaffe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gemäss forensischer Analyse lag der Revolver zwischen fünfzig und achtzig Jahren im Boden (das Holz ist abgefaut) und ist abgefeuert worden. Die schwache Feuerkraft des Lefauchaux könnte erklären, wieso die Patrone von Vincents Rippenkasten abprallte und in seinem Bauch landete – wenn er denn die Tatwaffe war. Man weiss, dass der Revolver, mit dem sich Vincent erschoss, seinem Gastwirt Ra-

voux gehörte. Er soll ihn geborgt haben, um Krähen zu verscheuchen (was wohl auch eine Legende ist). Wie das VGM zur Waffe kam und wieso mehr als ein halbes Jahrhundert niemand von dem Fund wusste, wird dem Besucher nicht erklärt.

Der rostige Revolver könnte immerhin helfen, einer weiteren hirnwütigen Van-Gogh-



Klarer Fall: Van-Gogh-Porträt von Dr. Rey, 1889.



Schnittlinie: Reys Notiz für Irving Stone, 1930.



Schwache Feuerkraft: Revolver Typ Lefauchaux.

Theorie den Todesstoss zu geben, wenn dieser überhaupt noch nötig wäre. Worum geht es? 2011 erschien im Random-House-Verlag «Van Gogh – The Life», die lange erwartete «definitive» Biografie. Die Pulitzerpreisträger Steven Naifeh und Gregory White Smith hatten zehn Jahre daran gewerkelt, acht Mitforscher und achtzehn (!) Übersetzer beschäftigt. Das VGM lieh seine Hilfe. Das 900 Seiten starke Buch liest sich gut. Die Rezensenten waren begeistert.

Die Selbstmord-These

Alles schön und recht, wäre nicht der Appendix. Darin wollen uns Naifeh und Smith glauben machen, dass Vincent sich nicht selber tötete. Der Täter, behaupten sie, war ein sechzehnjähriger übermütiger Junge. Beweis? Vor über achtzig Jahren plauderte der Kunsthistoriker John Rewald mit dem 82-jährigen René Secretan (Spross eines alten Lausanner Geschlechts), der 1890 zusammen mit seinen Pariser Lycée-Kameraden in Auvers Ferien verbracht hatte. Der junge René, so erzählte der alte René, sei übermütig, frech und wild gewesen. Gesoffen und gebumst habe man, allerhand Unfug getrieben. Beim Fischen und Festen an der Oise sei man einem seltsamen, verwahrlosten und verwirrten Maler begegnet. Man habe den Spinner geneckt und geärgert, aber ihn auch mit Pastis und Frauen versorgt. René hat auch gejagt, Eichhörnchen. Aus diesen Teilstücken setzten sich Naifeh und Smith ein Puzzle zusammen. Sie halten es für wahrscheinlich, dass der junge Secretan, ob gewollt oder fahrlässig, auf van Gogh schoss, als er sich wieder einmal mit ihm einen Spass machte. Wieso weiss die Welt nichts davon? Weil Vincent, christlicher Märtyrer, der er war, den Tathergang verschwieg, um den Jungen vor einer Strafverfolgung zu bewahren. Wahnsinn.

Ziemlich wahnsinnig ist auch, dass das VGM seine Wahnsinnsausstellung im Katalog und auf Plakaten nicht mit einem Werk von van Gogh anpreist, sondern einem Pastell von Emile Schuffenecker: «L'homme à la pipe». Gemäss VGM handelt es sich dabei um die Kopie von van Goghs «Selbstbildnis mit verbundenem Ohr und Pfeife», das im Zürcher Kunsthaus zu sehen ist. Wie inzwischen in Artikeln der *Weltwoche* und der jüngsten Nummer des *Journal of Art Crime* schlüssig nachgewiesen (Anmerkung: Ich war Mitautor) wurde, handelt es sich bei der farbigen Kreidezeichnung Schuffeneckers nicht um eine Kopie, sondern um einen Entwurf zu einer Fälschung. Dies schert das VGM nicht. Wieso, fragt man sich, wirbt das VGM nicht mit dem echten Selbstbildnis mit verbundenem Ohr aus dem Courtauld in London oder mit dem Zürcher Bild, das es van Gogh zuschreibt? Wieso ausgerechnet mit einem Schuffenecker, der als Fälscher entlarvt ist? Wahnsinn.

Am Rande des Wahnsinns: Van Gogh und seine Krankheit. Van-Gogh-Museum, Amsterdam. Bis 25. September

Top 10

Knorr's Liste

1	Elvis & Nixon	★★★★☆
	Regie: Liza Johnson	
2	Aquí no ha pasado nada	★★★★☆
	Regie: Alejandro Fernández Almendras	
3	Coup de chaud	★★★★☆
	Regie: Raphaël Jacoulot	
4	Le goût des merveilles	★★★★☆
	Regie: Eric Besnard	
5	Julieta	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
6	Independence Day: Resurgence	★★★☆☆
	Regie: Roland Emmerich	
7	Our Kind of Traitor	★★★☆☆
	Regie: Susanne White	
8	Un + une	★★★☆☆
	Regie: Claude Lelouch	
9	Ma ma	★★★☆☆
	Regie: Julio Medem	
10	The Nice Guys	★★★☆☆
	Regie: Shane Black	

Kinozuschauer

1 (-)	Independence Day: Resurgence (3-D)	24 099
	Regie: Roland Emmerich	
2 (1)	Ice Age: Collision Course (3-D)	23 078
	Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu	
3 (2)	Me Before You	11 883
	Regie: Thea Sharrock	
4 (3)	Central Intelligence	6521
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
5 (-)	High Strung	2384
	Regie: Michael Damian	
6 (-)	La Vache	2284
	Regie: Mohamed Hamidi	
7 (4)	The Conjuring 2	1974
	Regie: James Wan	
8 (5)	Our Kind of Traitor	1593
	Regie: Susanna White	
9 (10)	The Nice Guys	1513
	Regie: Shane Black	
10 (-)	L'Étudiante et Monsieur Henry	1357
	Regie: Ivan Calbérac	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Zoomania (Disney)
2 (2)	Deadpool (Fox)
3 (-)	Homeland, Staffel 5 (Fox)
4 (-)	Bones, Staffel 10 (Fox)
5 (5)	The Hateful Eight (Ascot Elite)
6 (3)	Spotlight (Präsens)
7 (4)	Hail, Caesar! (Universal)
8 (6)	Erschütternde Wahrheit (Sony)
9 (7)	The Revenant (Fox)
10 (-)	Heidi (Impuls)

Quelle: Media Control



Gestörte Vater-Tochter-Beziehung: Sandra Hüller und Peter Simonischek in «Toni Erdmann».

Kino

«Witzischkeit kennt keine Grenzen»

Kein deutscher Film wird so in den allerhöchsten Tönen gelobt wie die Tragikomödie «Toni Erdmann». Wird er dem Kritiker-Jubel gerecht? Von Wolfram Knorr

Seit Tom Tykwers «Lola rennt» (1998) gab es kein solches Echo mehr auf einen deutschen Film. Abschussrampe für den Höhenflug von Maren Ades «Toni Erdmann» waren die Filmfestspiele von Cannes. Die nahmen erstmals wieder einen deutschen Beitrag in ihr internationales Wettbewerbsprogramm auf, was alleine schon freudig begrüsst wurde. Dann, «offenbarte ein Blick auf die Kollegen im Publikum, hat man sich vor Lachen die Tränen aus den Augen gewischt. «Toni Erdmann» begeisterte» (*Zeit*) und machte «in Cannes so viel Furore» wie «kein anderer deutscher Film seit 20 Jahren» (*Welt*). «Cannes hat diesen Film gesehen und verrückt gespielt» (*Süddeutsche Zeitung*). Vor allem, wenn die «herausragende Tragikomödie» (*Spiegel*) auch noch «brutalstmöglich todtraurig» (*Tagesspiegel*) ist. *Le Monde* widmete «Toni Erdmann» eine Titelseite, die *New York Times* war auch aus dem Häuschen, und der Film wurde in über fünfzig Länder verkauft. Toll.

Eine Riesenerwartung also – und wird diese auch erfüllt? Na ja, die Tragikomödie, wie es heisst, nutzt Motive der immer schönen *Posse à la Georges Feydeau* («Floh im Ohr»), befreit sie von ihrem dramaturgischen Korsett und implantiert sie in eine möglichst wirklichkeitsnahe Story. Die Missverständnisse, Verkleidungen und Verwechslungen unterliegen

hier folglich keinem rasanten Tempo, sondern entfalten sich eher langsam – der Lebenschmerz geschuldet. Das gelingt der Filmemacherin Maren Ade («Alle anderen») prima – aber reicht das als Erklärung für das fast ausser Rand und Band geratene hymnische Votum?

Es geht um eine gestörte Vater-Tochter-Beziehung. Ines (Sandra Hüller), ganz auf Karriere aus, will gross rauskommen. Als Unternehmensberaterin hat sie es weit gebracht, bis nach Bukarest, wo sie um der Effizienz willen Arbeitsplätze rationalisiert. Als nächste Station steht Schanghai an. Der Businessanzug sitzt wie eine Rüstung, das Gesicht eine festgefrorene Siegermaske. Überhaupt geht's um Masken, und die Stimmung ist nicht so fröhlich wie in den guten alten Schwänken.

Und dann gibt es den 65-jährigen Vater Winfried (Peter Simonischek), einen sanft-abgetrödelten Ex-Musiklehrer, der das Scherzen liebt und mit kindsköpfigen Maskeraden jeden neckt, vom Postboten bis zur alten Mutter, wenn ihm gerade danach ist. Sein Lieblingsrequisit ist eine hässliche Zahnprothese, die er immer in der Brusttasche mit sich führt und ruck, zuck einsetzt, wenn er wieder am Blödeln ist. Er liebt seine Tochter, vermisst ihre Nähe. Ist sie mal zu Besuch, hängt sie am Handy und blickt störrisch in die Runde. Deshalb

besucht er sie in Bukarest, was Ines nur zähneknirschend hinnimmt; ihr ist das peinlich. Besonders bei den Empfängen, zu denen sie ihn mitschleppen muss. Zwischen all den smart-gestylten, blasierten Manager- und Untertypen im Nadelstreifenzwirn wirkt

Sein Lieblings-Requisit ist eine hässliche Zahnprothese, die er in der Brusttasche mit sich führt.

er so passend wie eine Napfschnecke im Champagnerglas. Hier gelingen Maren Ade auch die schönsten komischen Szenen. Sie kippen nie ins Alberne, bleiben durch ihre fast loriotsche Sanfttheit wahrhaftig. Mit einem Gesicht wie ein Honigtopf, in dem ein gewetztes Messer steckt, kontrolliert Ines ihren Papa, als hätte sie Angst, er würde gleich Batteriesäure zwischen die Gesellschaft kippen. Herrlich.

Doch dann, als Winfried nicht, wie versprochen, abreist, sondern mit Gebiss und Wuschelperücke, für Ines völlig überraschend, wieder auftaucht, sich als Toni Erdmann vorstellt und im Managerzirkel rumschwadroniert, mit einer Käseraffel rummacht wie einst Hape Kerkeling mit einer Mitropa-Kaffeemaschine und Ines die Geburtstagsfeier in eine Nacktparty umfunktioniert, wird das komische Psycho-Duell durch Krampfkasereien ramponiert. So richtig plausibel wird nicht, warum der Papa als eine Art Kerkeling in der Rolle von «Horst Schlämmer» eulenspiegelt.

Schon klar, Winfried ist ein Schalk, der das dumme Gehabe der Gschafthuber entlarven und seiner Tochter demonstrieren will, dass mehr zu einem erfüllten Leben gehört, als nur dem Erfolg nachzujagen; er will sie zurück ins wahre Leben holen. Maren Ade macht das leichtfüssig anschaulich (im deutschen Film nicht selbstverständlich), und Sandra Hüller, biestig, als sei ihr Lächeln auf einem Wetzstein geschärft worden, und Peter Simonischek mit dem Charme eines klapprigen Heizlüfters

sind wunderbar. Die fast dreistündige Dauer der Films ist dann doch ein wenig an der Grenze des Erträglichen. Aber «Witzischkeit», wie Hape Kerkeling erkannte, «kennt keine Grenzen». Vielleicht erklärt das die irre Begeisterung. Wer weiss. ★★☆☆☆

Weitere Premiere

The BFG — Das Waisenkind Sophie (Ruby Barnhill) beobachtet eines Nachts eine Sieben-Meter-Gestalt, die durch die Gassen schleicht. Kurz darauf wird es von dieser Gestalt aus dem Schlafsaal ins Reich der Riesen entführt. Dort erweist diese sich, im Gegensatz zu noch grösseren, blutrünstigen Riesen, als Big Friendly Giant (BFG), der die naseweise Sophie wie eine gute Freundin behandelt. Roald Dahl, ein Meister des schwarzen Humors und skurriler Märchen («Charlie and the Chocolate Factory»), veröffentlichte 1982 das Kinderbuch «The BFG» («Sophiechen und der Riese»), das Steven Spielberg verfilmte. Der charmante Kinderfilm besticht durch den glänzenden Einsatz der CGI-Effekte und der Motion-Capture-Technik. Perfekt und dramaturgisch raffiniert spielt er mit den verschiedenen Grössen der Figuren, stellt die Trickkunst ganz in den Dienst der Story, ohne je damit rumzuprotzen. Kinder werden das mit Sicherheit höchst vergnüglich finden. ★★☆☆☆



Höchst vergnüglich: «Big Friendly Giant».

Fragen Sie Knorr

Elvis Presley hat laut Wikipedia in 31 Spielfilmen mitgewirkt. Ich kenne nicht alle, aber die, die ich kenne, sind eher grässlich und auch nicht besser als Peter-Alexander-Musikfilme. Sehen Sie das auch so?

H. C., per E-Mail



Ich weiss nicht, welche Sie kennen, aber zum Beispiel «Jailhouse Rock» (1957) gehört schon zu den besseren, obwohl in den Sechzigern der katholische *Film-Dienst* vom Besuch abriet. Einer aber ragt aus seiner Filmografie wirklich heraus: «Flaming Star» (1960), ein

Western, in dem Presley einen Halbindianer (!) spielt – und tatsächlich nur spielt. Die Rolle hatte er dem Regisseur Don Siegel zu verdanken. Zunächst waren Marlon Brando und Frank Sinatra im Gespräch, was Siegel nicht überzeugte. Als man sich für Elvis entschied (trotz seines Rock-'n'-Roll-Image), veränderte man das Drehbuch nicht. Interessant ist die Mischlingsproblematik. Wenn Sie ihn nicht kennen: Es gibt ihn auf DVD.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

«But Beautiful»

Von Peter Rüedi

Als ich Niklaus Troxler, der während Jahrzehnten in Willisau eines der spannendsten Jazzfestivals weltweit organisiert hatte, einmal nach der grössten Enttäuschung in all den Jahren fragte, zögerte er keinen Moment. Das sei der Abend gewesen, als sein auf Avantgarde eingeschworenes Publikum Stan Getz ausgepiffen und in Scharen den Saal verlassen habe. Getz, der grösste Saxofon-Melomane der Jazzgeschichte nach (dem von ihm verehrten) Lester Young, ist heute, ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod, bei einer jüngeren Generation kaum mehr präsent – im Gegensatz zu John Coltrane. Jene bornierten Willisau-Modernisten hätten nicht geglaubt, dass eben dieser messianische Coltrane sich allen Ernstes zu Getz als einem seiner wichtigsten Einflüsse bekannt hatte (neben Sonny Stitt und Dexter Gordon).

Da kommen zwei archäologische Funde gerade recht, um die Massstäbe ein wenig zurechtzurücken, Aufnahmen von Getz vom Mai 1976 aus dem damals führenden Jazzklub von San Francisco, dem «Keystone Korner». Die eine CD dokumentiert in acht vornehmlich balladesken Stücken (die schönsten: Wayne Shorters «Infant Eyes» und Horace Silvers «Peace») seine damalige *working group*, das grossartige Quartett mit der kühnen Pianistin Joanne Brackeen, dem Bassisten Clint Houston und dem Drummer Billy Hart. Getz hatte zeitlebens ein besonderes Sensorium für die besten *sidemen*; er konnte im zwischenmenschlichen Umgang ein Kotzbrocken sein, musikalisch aber suchte er die brisantesten Herausforderungen und räumte seinen Partnern entsprechende Freiheiten ein. Auf einer zweiten CD stösst zu diesem Quartett João Gilberto, das brasilianische Bossa-Nova-Genie, mit dem Getz zwölf Jahre zuvor seinen Hit schlechthin eingespielt hatte, das Album «Getz/Gilberto» für Verve. Es löste einen wahren Bossa-Nova-Hype aus, aber so erfolgreich die Fusion von Cool Jazz und Samba war, so wenig banal war sie. Höchste intime Kunst, scheinbar beiläufig, in Wahrheit präzise und raffiniert im Timing. Und in der puren Freude an unfraglicher Schönheit sehr bewegend.



Stan Getz: Moments in Time
(live at the Keystone Korner).
Resonance Records HCD 2020
João Gilberto & Stan Getz: Getz/
Gilberto '76. Resonance Records
HCD 2021

Saubereres Auto, sauberes Hemd

Viel Prominenz trotz Regen bei der Eröffnung des Kinos am See; überzeugender Taxi-Dienst Uber. *Von Hildegard Schwaninger*



Vor der Abreise nach Brasilien: Musiker Sway.

In Zürich gibt es seit 28 Jahren das «Kino am See», Grossleinwand direkt am Zürichsee, es findet bei jedem Wetter jeden Abend statt. Jetzt heisst es «Allianz Cinema», was den Sponsor ehrt, der neu eingestiegen ist, «mit langjährigem Engagement», wie Gründer **Peter Hürlimann** hofft (nach wie vor engagiert ist die Zürcher Kantonalbank). Peter Hürlimann ist der Spiritus Rector dieser grossartigen Veranstaltung, die er sich für Zürich ausgedacht hat und seither leitet. Eröffnet wurde die Saison mit «Sing Street», einem hübschen irischen Film (Regie: **John Carney**) über pubertierende junge Männer, die – um eine junge Frau zu beeindrucken – eine Band gründen. Die Opening Night war so verregnet und nasskalt, dass man sich wunderte, dass so viele Leute kamen. Das VIP-Zelt war



Bei jedem Wetter: Fehr, Leonhard.

gestossen voll. «Glanz & Gloria» war Mit-Gastgeber, entsprechend traten sich die Promis gegenseitig auf die Füsse. Sie wurden verwöhnt mit einem grossen Büffet (Stars waren die Ravioli), Prosecco und Wein. Man sah den Musiker **Marc Sway**, der kurz vor seiner Abreise nach Brasilien ist, wo er bei den Olympischen Spielen im House of Switzerland als Gaststar engagiert ist, die Schauspielerin **Sabina Schneebeli**, die Musikerin **Regula Curti** und Unternehmer **Beat Curti**, Oscar-Preisträger **Xavier Koller**, Regisseur **Rolf Lyssy**, *Persönlich*-Verleger **Matthias Ackeret** (sein «Teleblocher» feiert nächstes Jahr das Zehn-Jahr-Jubiläum), Reisebuch-Verleger **Manfred Klemann**, Regierungspräsident **Mario Fehr**. Bis zum 14. August präsentiert Allianz Cinema 31 Filme.

Erstmals Uber ausprobiert, den Fahrdienst, über den sich das Taxigewerbe aufregt, weil er massive Konkurrenz ist. Kein Wunder, denn Uber ist nicht nur wesentlich billiger, er ist auch besser. Aus Cambridge kommend, mit dem Zug aus Basel, da wir mit Ryanair geflogen waren, bestellten wir per Handy ein Uber-Auto. Man gibt Abhol- wie Zieladresse ein, prompt kommt die Antwort, das Auto sei in acht Minuten da, es koste 17 Franken (ein Normaltaxi Bahnhof-Zürichberg kostet mindestens 25, meistens 30 Fran-

ken). Man bestätigt, bezahlt, bekommt die Autonummer mitgeteilt, und ab jetzt kann man auf dem Handy verfolgen, wo sich das Auto gerade befindet. Acht Minuten später steht ein weisser Toyota da, der Fahrer steigt aus, lädt unsere acht Gepäckstücke ein und fährt los. Der Fahrer ist ein stattlicher Mann, des Deutschen kaum mächtig (es gibt auch nichts zu besprechen, da alles per Handy abgemacht, besiegelt und bezahlt ist); er könnte Türke sein, Serbe oder Syrer. Er ist höflich, das GPS führt ihn sicher vor unsere Haustür. Schnell, effizient und freundlich lädt er unser Gepäck wieder aus. Ein Trinkgeld erwartet er nicht, er verabschiedet sich mit kurzem Nicken, und weg ist er.

Das Auffallendste: Wir sind – ausser mit dem Limousinenservice – selten in einem so sauberen Auto gesessen. Das Auto so sauber wie das frisch gebügelte Hemd des Fahrers. In seiner Heimat, geht es einem durch den Kopf, wäre dieser Mann Staatspräsident, Chirurg oder Ingenieur. Wenn man da an die Taxifahrer denkt, die in Zürich – zu horrenden Preisen – herumkurven, oft übellaunig, ungewaschen, die Wagen in verlottertem Zustand, dann muss man sich nicht wundern, wenn jeder, der bei Verstand ist und rechnen kann, nur noch Uber fährt. Die Taxifahrer sollten nicht jammern und gegen Uber demonstrieren, sie sollten ihre Autos pflegen und ihre Umgangsformen.



Billiger und besser: Uber.

Zum ersten Mal im Stau gestanden an der Grenze zu Österreich, wo – im Gegensatz zur Fahrt in den Süden – Stau ein Fremdwort ist. An der Grenze wurden Lastwagen und Autos mit ausländischen Nummern streng kontrolliert. Wir mit Schweizer Kontrollschild mussten nicht mal den Pass zeigen, doch vom Im-Stau-Stehen waren wir trotzdem nicht verschont. Terrorismus und Flüchtlingskrise fordern ihren Tribut. Trotzdem wollen wir uns die Freude an Sommer und Ferien nicht vergällen lassen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Rund um die Uhr

Der Apparatebauer Viktor Neichel, 25, und die Materialprüferin Pamela Marra, 28, haben kürzlich geheiratet. Bereits vorher waren sie 24 Stunden pro Tag zusammen.



Happy End: Ehepaar Neichel-Marra.

Viktor: Ich arbeite als Glasapparatebauer in der Elektroden- und Sensorbranche. Ich fertige die Glasteile, und meine Frau arbeitet in der Endprüfung als Mitarbeiterin, sprich, sie kontrolliert die Geräte, die ich produziere. Am gemeinsamen Arbeitsplatz kommen wir gut zurecht. Wir verbergen auch nicht, dass wir ein Paar sind. Die Pausen und das Mittagessen verbringen wir natürlich zusammen. Die Arbeit als Thema ist somit abgehakt, und in der Freizeit befassen wir uns hauptsächlich miteinander.

Pamela: Wenn sich zwei Menschen lieben, gibt es gar nicht genug Zeit, die man miteinander verbringen kann. Lebt man zusammen, lernt man sich erst so richtig kennen. Es ist ein guter Testlauf, um zu prüfen, ob man wirklich zueinander passt.

Viktor: Ich bin damals, vor ungefähr drei Jahren, sehr spontan wegen eines Jobs von Deutschland in die Schweiz ausgewandert. Kennengelernt haben wir uns in der Firma. Pamela arbeitete bereits einen Monat dort und kannte alle Kollegen. Alle zusammen unternahmen wir in der Freizeit viel miteinander. Bei einem Ausflug in den Europa-Park funkte es zwischen mir und Pamela. Zuerst haben wir nur geflirtet. Immer wieder. Dann wagte ich den ersten Kuss.

Pamela: Seitdem sind wir 24 Stunden am Tag zusammen. Das geniessen wir. Vor allem, weil wir uns bezüglich der grossen Lebensthemen einig sind. Gemeinsame Ziele zu finden und diese umzusetzen, erscheint uns beiden eine wichtige Voraussetzung für eine Liebe, die hoffentlich ewig hält. Was ich von einem Traummann erwarte, erfüllt Viktor: Bei ihm fühle ich mich geborgen, ihm vertraue ich blind. Beides sind Geschenke, die man eben bei den allerwenigsten Menschen findet. Was uns auch verbindet, ist das gemeinsame Streben nach Glück und Harmonie.

Viktor: Klar kann man den Heiratsantrag auch im eigenen Wohnzimmer wagen, aber das wollte ich nicht. Romantik ist für mich mit Venedig verbunden, und ich wusste, dass diese Stadt auch ein Traumziel von Pamela ist. Also buchte ich ein tolles Hotel mit einem wunderschönen Balkon und Blick auf den Kanal.

Pamela: Um alles zu organisieren, musste er sogar Ferien nehmen. Ich finde meist vorher heraus, wenn jemand eine Überraschung plant, doch dieses Mal ahnte ich nichts.

Viktor: Als das Wetter super war, buchte ich eine Gondelfahrt. Das Abendrot spielte auch mit. Es brauchte schon ein klein wenig Mut, doch dann zog ich es durch, und das Happy End machte uns beide sehr glücklich.

Pamela: Die Trauung fand in einer wunderschönen Kirche statt. Wir wollten den Bund auch vor Gott schliessen, das stand für uns beide fest, dazu gehört auch der Segen der Kirche. Das Fest feierten wir im Eventlokal «Giardino Verde» in Uitikon ZH. Umgeben von Bäumen und einem Blumenmeer. Es war fantastisch.

Viktor: Auf jeden Fall sollte man die gemeinsame Zukunft vor der Eheschliessung besprechen, also Pläne und Ziele sowie die Einstellung zu wichtigen Fragen. Es bringt nichts, wenn man im Nachhinein feststellt, dass der eine von der Treue nichts hält oder der andere Kinder nicht mag. Jetzt planen wir tolle Flitterwochen mit denen wir auch gleich die Familienplanung verbinden wollen.

Protokoll: Franziska K. Müller

Rache

Von Andreas Thiel —
Der Durst der Mächtigen.

Erdogan: Sultan Mehmed II., der Eroberer Konstantinopels, hätte den Putschisten und ihren Söhnen den Kopf abgeschlagen und ihre Frauen und Töchter versklavt.

Frau Erdogan: Sultan Mehmed II. war selbst Sohn einer Sklavin. Zudem soll er homosexuell gewesen sein.

Erdogan: Aber Grosswesir Kara Mustafa Pascha, der Belagerer Wiens, hätte die Dörfer der Putschisten mitsamt ihren Bewohnern niedergebrannt.

Frau Erdogan: Kara Mustafa wurde im Auftrag des Sultans von seinem eigenen Haremswächter, einem schwarzen Eunuchen, erdrosselt.

Erdogan: Aber Mustafa Kemal Atatürk hätte unserem Propheten (Allah segne ihn und seine Söhne) alle Ehre gemacht und die Putschisten mitsamt ihren Anführern gehängt, wie er es mit den aufständischen Kurden unter Scheich Said gemacht hatte. Und dann hätte er das Kalifat wiederhergestellt.

Frau Erdogan: Die Kurden kämpften für die Wiederherstellung des Kalifats, welches Atatürk abgeschafft hatte.

Erdogan: Atatürk hat das Kalifat abgeschafft? Das waren nicht die Kurden?

Frau Erdogan: Atatürk sagte: «Der Islam gehört auf den Müllhaufen der Geschichte. Diese Gotteslehre eines unmoralischen Beduinen ist ein verwesender Kadaver, der unser Leben vergiftet!»

Erdogan: Verflucht sei er bei den Söhnen des Propheten (Allah segne sie)!

Frau Erdogan: Der Prophet hatte keine Söhne.

Erdogan: Mohammed hatte keine Söhne? Trotz seiner unzähligen Frauen? Sind wir denn verflucht? Die Welt hat sich gegen uns verschworen! Selbst die Armenier haben uns verlassen. Es wird einem nicht leicht gemacht, auf den Pfaden des Propheten zu wandeln. Vielleicht ist Sultan doch kein Job für mich. Ich hätte Lastwagenchauffeur in Nizza werden sollen wie mein tunesischer Vetter Bouhlel.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Rosen aus Sizilien

Von Peter Ruedi



Der Conte Giuseppe di Tasca d'Almerita, den ich vor knapp einem Jahr auf seinem Gut Tascante am Ätna traf, verkörpert nicht nur in seinem Habitus, was er von seinem Haus, das er heute zusammen mit seinem Bruder Alberto in achter Generation leitet, so sagt: «Unsere ganze Kultur ist und war immer eine bäuerliche.» Das eben sei sein Problem, zu kommunizieren, «dass wir Bauern sind und nicht Industrielle». Das mag ihm auf Tascante noch leichter gelingen als auf dem Stammsitz, der Tenuta Regaleali mit 400 Hektaren Rebfläche und einer Jahresproduktion von etwas über drei Millionen Flaschen, gelegen in Sclafani Bagni zwischen Palermo und Caltanissetta, im Herzen Siziliens. Am Ätna hat er seine Liebe zum Nerello Mascalese entdeckt, und zwar genau über einen dreissigjährigen, wunderbar frischen, keine Spur oxidierten Rosé, den ihm ein Freund entkorkte. Seitdem ist die autochthone Sorte auch unter den 22 Varietäten vertreten, die auf den Latifundien von Regaleali gezogen werden.

Der Le Rose, mit dem ich den Versuch unternehme, meine Rosé-Skepsis zu überlisten, ist tatsächlich ein sprühend-spritziges, fruchtiges Vergnügen, und zwar nicht nur zur Sommerszeit, für die uns die Gattung aus allen Ecken als idealer Wein zur Grillsaison angeboten wird. Dieser fruchtige, aber keineswegs aufdringliche Wein (Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren, gute, süffige Säure) ist im Übrigen abermals ein Beispiel dafür, dass beim Wein «kostbar» keineswegs synonym zu «teuer» respektive «billig» und also kein Werturteil sein muss: Bindella bietet ihn zurzeit für gute zehn Fränkli an. Eingemaischt zusammen mit Schalen des Nero d'Avola, ausgebaut im Edelstahltank (natürlich), bekömmlich im Alkoholgehalt, aber mit einem erstaunlich robusten Körper ausgestattet, ist er kein Leichtgewicht, aber ein Rosé, der sich – in der Hinsicht doch mehr Aristokrat als Bauer – elegant, ja geradezu tänzerisch von der Nase über den Gaumen in den Abgang bewegt. Das, was die Angelsachsen einen *best buy* nennen.

Tasca Conti d'Almerita: Regaleali Le Rose 2015. Nerello Mascalese. 12,5%. Bindella, Zürich. Fr. 11.50. www.bindella.

Man nehme: eine Flasche Champagner

Weil man Schaumwein vor dem Trinken auch noch verkochen kann, servieren wir ihn als Hauptspeise und zum Dessert. Von David Schnapp



Einfache Wahrheit: Creme-Sorbet Ruinart Rosé, Risotto.

Kürzlich wurde hier dargelegt, warum Champagner bisweilen der bessere Begleiter zu vielgängigen Menüs ist als Wein-Pairings, die oft zu sensorischer Überforderung führen (*Weltwoche* Nr. 25/16). Heute trinken wir den Champagner nicht nur, sondern verkochen ihn zuvor noch. Denn beim guten Essen gilt eine einfache Wahrheit: Das, was rauskommt, ist nur so gut, wie das, was man hineingetan hat.

Einen Hauptgang und ein Dessert gibt es, auf der Zutatenliste stehen Ruinart Blanc de Blancs (100 Prozent Chardonnay) und Ruinart Rosé (45 Prozent Chardonnay/55 Prozent Pinot noir). Die Rezepte kommen – Motto: «Lieber gut kopiert als schlecht erfunden» – aus dem Fundus der Spitzenköche Rico Zandonella («Rico's», Küsnacht) und Sven Elverfeld («Aqua», Wolfsburg). Beide stehen für eine Küche der luxuriösen Bodenständigkeit.

Zuerst das legendäre Creme-Sorbet Ruinart Rosé, ein *signature dish* von Sven Elverfeld, der seit der Eröffnung des Restaurants «Aqua» im Jahr 2000 in wechselnder Form und Rezeptur serviert wird. Seine kühle, cremige Textur und die erfrischende, süss-herbe Champagnernote machen es unverwechselbar. Man nehme: 1 Flasche Ruinart Rosé, 150 g Eigelb (von 7 grossen Bio-Eiern), 190 g Kristallzucker, 220 g Butter (kalt, in Würfeln), 40 ml Grenadine-sirup. Champagner, Sirup und Zucker auf 80 Grad Celsius erwärmen, dann in einen Stand-

mixer geben und bei hoher Geschwindigkeit nach und nach Butter und Eier zugeben. Etwa acht Minuten mixen, bis eine homogene Emulsion entstanden ist. In der Eismaschine aufschlagen und tiefgekühlt aufbewahren. Am besten gleich in kleine Serviergefässe abfüllen, damit alles gut durchgekühlt ist. Wegen des Alkohols taut das Eis schnell auf.

Für den Risotto: 1 Schalotte (feingewürfelt), 75 g Butter, 200 g Arborio-Reis, 50 ml Weisswein (Chardonnay), 600 ml kräftiger Geflügel-fond, Saft und Abrieb einer Bio-Zitrone, 50 g Parmesan (frisch gerieben), 50 ml Ruinart Blanc de Blancs, 1 EL Schlagrahm, Salz, Pfeffer. Die Schalotten in einem Esslöffel aufschäumender Butter glasig dünsten, den Reis einstreuen und rühren, bis die Körner von Butter überzogen sind. Mit Wein ablöschen, etwas einkochen und nach und nach den Fond angiesen. Rührend köcheln, bis der Reis cremig weich ist, aber noch Biss hat. Den Risotto einen Moment stehen lassen, dann die restliche Butter, Champagner, Rahm, Zitronenschale und etwas -saft sowie Parmesan unterziehen. Nach Geschmack mit Salz, Pfeffer und mehr Zitronensaft abschmecken. Dazu passen beispielsweise konfierte Tomaten oder geschmorte Pouletschenkel – und natürlich ein Glas Champagner.

Champagne Ruinart Blanc de Blancs und Ruinart Rosé Brut: Flaschen à ca. Fr. 75.– im Weinhandel



Velo

Auf der rechten Spur

Die in der Schweiz hergestellten TDS-Zweiräder mit japanischem Elektroantrieb sind stilvolle Stadtfahrzeuge. *Von David Schnapp*

Als Velofahrer zähle ich mich zur Fraktion der Nationalkonservativen. Wenn die Ampel auf Rot steht, halte ich an, und kürzlich bin ich durch die halbe Stadt Zürich geradelt, ohne ein einziges Mal gegen das Strassenverkehrsgesetz zu verstossen. In Zürich ist das etwas besonders, hier muss man als Velofahrer aufpassen, nicht von einem anderen Velofahrer angefahren zu werden, der mit übersetzter Geschwindigkeit ein Trottoir entlangfährt

und dann nur noch glücklich ausweichen kann. Als Autofahrer muss man übrigens aus demselben Grund aufpassen – Velofahrer, welche das Strassenverkehrsgesetz recht frei interpretieren, können unerwartet den Weg kreuzen und sich selbst in Gefahr bringen. Aber die moralische Schuld im Falle eines Unfalls liegt beim Autofahrer. Immer. Auch wenn er sich korrekt verhält.

Das führt mich zur Frage, wie man sich entspannt und stilecht auf zwei Rädern durch die Stadt bewegt, und die beste Antwort, die ich bisher darauf gefunden habe, heisst «Tour de Suisse Delight» – ein sogenanntes Pedelec, bei dem der Fahrer beim Treten durch einen Elektroantrieb unterstützt wird. Dieser Motor aus dem Shimano-Steps-Programm sitzt direkt zwischen den Pedalen, was dem Velo einen tieferen Schwerpunkt gibt. Die relativ klobige Batterie, die wie bei den meisten E-Bikes eine ästhetische Herausforderung darstellt, sitzt statisch ebenfalls günstig in der Mitte des Sattelrohrs.

Der Steps-Antrieb von Shimano arbeitet dynamisch, aus dem Stand hilft er, Tempo aufzunehmen, ansonsten wird die Unterstützung je nach Situation geregelt und kann in vier Stufen gesteigert werden. In der von mir meist benutzten Stufe «Eco» hält der Akku problemlos eine Woche bei täglicher Benutzung für Kurz- und Mittelstrecken, und wenn man absteigt, steigt in den Beinen immer noch das Gefühl auf, das Arbeit als Ursache hat. Dennoch entspannt einen die Fahrt mit diesem Velo; weil alles so leicht geht, lässt man sich vielleicht eher auf der rechten (Velo-)Spur dahintreiben, während andere mit ihren Fixie-Singlespeed-Hipster-Rädern fahren, als hätten sie ein Messer zwischen den Zähnen.

Adaptive Federung

Zur Entspannung trägt übrigens auch die vordere Gabel bei, die mit einer Art adaptiver Federung versehen ist. Der Federweg lässt sich manuell einstellen oder ausschalten, eine gute Idee in der Stadt, wo manches bauliche Hindernis auftaucht, das mit dieser Technik angenehm weggedefert wird. Und schliesslich ist das TDS ein ästhetisches Rad mit mattem Lack im Farbton «Espresso», Brooks-Ledersattel und braunen Schwalbe-Pneus im Vintage-Stil. Kurz: Es sieht gut aus, wenn man sich mit einem solchen Velo an die Verkehrsregeln hält.

E-Bike TDS Delight Shimano Steps

Leistung Akku: 418 Wh (11,6 Ah/36 V)
Höchstgeschwindigkeit (unterstützt): 25 km/h
Preis:
Fr. 3350.–





«Auch eine Revolutionäre»: Musikerin und Schauspielerin Simone.

MvH trifft

Lisa Simone

Von Mark van Huisseling — Ihre Mutter Nina Simone kennt man, auch wegen ihr. Aber wer ist sie?

Wie fühlst du dich, retour in der Schweiz [sie war im Internat La Châtaigneraie in Founex] und nach deinem Auftritt am Montreux Jazz Festival? — «Wow, es war ein Traum für mich – ich hatte ein Poster vom Konzert meiner Mutter von 1976 in Montreux, und ich hab mir immer vorgestellt, wie es wäre, wenn ich einmal hier singen dürfte ... Gestern Nacht ist dieser Traum wahr geworden, es war zauberhaft, weisst du. Es ist wie eine Wiederauferstehung, seit ich nach Europa gezogen bin. Dinge, die gut sind für mich, passieren in meinem Leben.» – «Fühlst du dich wohl im Haus deiner Mutter und in Frankreich [sie lebt seit drei Jahren in der Nähe von Marseille, wo ihre Mutter 2003 gestorben ist]?» – «Es gibt überall, wo man sich niederlässt, Schwierigkeiten – für alles Wundervolle im Leben zahlt man einen Preis. Also musst du rausfinden, ob es für dich wertvoll genug ist. Ich finde, ich gehöre nach Frankreich, ein Teil meiner Seele fühlt sich dort zu

Hause. Ich schlafe jetzt dort, wo meine Mutter starb – ich musste meinen Frieden mit ihr finden, das ist mir gelungen durch Meditation. Und weil Zeit tatsächlich alle Wunden heilt.»

Lisa Simone ist eine amerikanische Sängerin und Broadway-Schauspielerin. Sie hatte eine schwierige Kindheit und Jugend, weil, vereinfacht gesagt, ihre Mutter Nina Simone – die Musikerin und Bürgerrechtlerin – die Gestaltung ihres Lebens und ihrer Laufbahn nicht dem Kindeswohl anpasste. Lisa reiste etwa als kleines Mädchen mit an Auftritte der Mutter auf der ganzen Welt oder verbrachte Monate in der Obhut verschiedener Mitarbeiter, wenn Nina auf Tour war. Als Lisa zwölf war – zu dieser Zeit verlor Nina Simone «ein wenig den Bezug zur Realität» (Wikipedia) –, folgte sie ihrer Mutter zuerst nach Liberia, dann nach Senegal. Nächste Station auf Nina Simones Lebensweg war Lausanne, wo Lisa in ein Internat kam, das Claude Nobs empfohlen hatte. Mit

dreizehn besuchte sie für ein paar Tage ihren Vater in Amerika, um ihm mitzuteilen, dass sie nicht zur Mutter zurückgehe. Mit achtzehn trat sie der amerikanischen Luftwaffe bei, zuerst war sie in Frankfurt stationiert, während des ersten Golfkriegs leistete sie Dienst im Irak, sie war beim Flugzeugunterhalt eingeteilt. Anschließend begann sie als Musicaldarstellerin zu arbeiten (sie hatte in der Jugend in verschiedenen Schulen Gesang erlernt) und als Sängerin; sie hat zwei Alben veröffentlicht. Lisa Simone ist verheiratet, hat drei erwachsene Söhne und eine siebzehnjährige Tochter, die mit ihrem Mann in New York lebt. Dieses Gespräch fand statt vor ihrem Auftritt am Festival da Jazz in St. Moritz.

«In Amerika verschlechtert sich zurzeit das Verhältnis vieler Schwarzer zu den Weissen, vor allem zur Polizei – wie siehst du's?» – «Diese Probleme waren immer da. Ich kenne mich aus mit der Mentalität von Uniformierten – mein Vater und seine Brüder waren Polizisten in New York, ich war elf Jahre im Militär ... Es gibt viele Leute, die ihre Privilegien missbrauchen. Andererseits ändern sich Dinge, und dann gibt es Aufruhr. Aber im «land of the free and home of the brave» [Land der Freien und Zuhause der Tapferen; Zeile aus der Nationalhymne Amerikas] ist noch viel zu tun. Meine Mutter wusste es, sie war eine Revolutionäre. Und es ist heute nicht sehr anders, und ich bin auch eine Revolutionäre. Aber ich will mich nicht nur für eine Rasse einsetzen – «All lives matter», nicht bloss «Black lives matter» [«Schwarzes Leben zählt» ist eine aktuelle Bürgerrechtsbewegung]. Ich will mich nicht runterziehen lassen von Wut und Negativität, das bringt nichts ausser Schmerz, und Schmerz habe ich genug gehabt im Leben.»

«In jedem Interview, nehme ich an, wirst du auf deine Mutter angesprochen – ist das hart?» – «Nein, ich bin die Tochter von ..., du bist der Sohn von ... Wir alle sind Töchter und Söhne von ... Ich habe meiner Mutter auf ihrem Sterbebett gesagt: «Hab keine Angst, ich werde dafür sorgen, dass man dich nicht vergisst.» Ich war Mitproduzentin von «What Happened, Miss Simone?» [Filmbiografie von 2015]; ohne meinen Mann und mich gäbe es den Film nicht. Es hat zehn Jahre gedauert, das richtige Team zu finden, um die Geschichte so zu erzählen, wie wir sie sehen. Und ich hab mich und meine Karriere aufgegeben. Aber ich hab, verdammt noch mal, mein Versprechen gehalten. [«What Happened, Miss Simone?» war nominiert für einen Academy Award, einen Oscar, als bester Dokumentarfilm und erhielt verschiedene wichtige Auszeichnungen.] Und jetzt bin ich wieder auf meiner eigenen Reise – ich liebe es. Und hab's verdient.»

Ihr liebstes Restaurant: Le Nilaja, 17, rue de la Forge Royale, Paris, Tel. +33 1 43 73 53 15

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20				21							22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43		44					
		45							46					
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Denkweise, von weise bis blöd
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Paradoxe Sprache: Es kann tief sinken, und bleibt doch an der Oberfläche. 7 Belarus, grossstädtisch. 12 Unser Blick Richtung Süden führt in die Stadt der röhrenden Motoren. 13 Auf Schatzsuche? Den Schlüssel findet man auch in Genf. 16 Spielerisch ein Nationalist, wer bei ihr mitfiebert. 17 Kir Royal, da war vor allem der Helmut dabei. 18 Hier soll man nicht leer, sondern sie schlucken. 20 Sie frisst Borkenkäfer und der Grünspecht frisst sie. 22 Kurz: ganz auf ein Individuum zugeschnitten. 23 Auch ohne Sturm und Drang, Gesang gehört dazu. 25 Jefferson: damit psychedelisch, rockig. 27 Al-ler guten Dinge sind drei, zumindest für den Spanier. 29 Er ist oft rund und ziemlich nahe beim Mund. 30 Moore wie Karstlandschaften zählen dazu. 33 Da ist der Höhepunkt wohl erreicht. 34 Nur rein, wenn richtig zusammensetzt. 35 Da herrschte bei Bahr und Krenz Übereinstimmung. 37 Mit Freki ein treuer Begleiter des Gottes Odin. 39 Sie sind wirklich kein Witz, aber gut für Witze. 41 Getreide in falscher Mischung. 42 Gehört zu den Freiübungen. 43 Vielleicht in die Tiefe und sicher abwärts. 45 Kein Hippie, aber er zieht auch gerne herum. 46 Ein Waliser, der sagenhafte König. 47 Was Edith Piaf im Lied bedauerte. 48 Im diplomatischen Verkehr gibt sie was her. 49 Die auf Europa bezogene UTC.

Senkrecht — 1 Was unser EDI, ist jenes für Deutsche. 2 Himmlisches Raubtier, wenn man so will. 3 Auf dem Tisch geschehen teils wunderliche Dinge. 4 Mal tritt man ihn, dort dann sich gegenseitig auf die Füsse. 5 Alt-römische Urkunden. 6 Peking ist von jener Provinz grossteils umschlossen. 8 So veranlagt, kann man sich auch dumm stellen. 9 Buchstabenstatistik: halbe Nation. 10 Wasser verrinnt, sie bleiben. 11 Was Kinder aus Spass tun, ist erst bei Eltern eine. 12 Ten macht es zu Dummköpfen. 14 Priester aus Tibet oder Tiere des Altiplano. 15 Nur agieren? Wohl schon eher kokettieren. 19 Der Biber mag sie, und sie mögen Weg- und Waldränder. 21 Er ist spitz, hart und ganz natürlich. 24 Ihre Spitzen sind oft wirklich spitz. 26 Es war einmal, als Alexander der Grosse ein Grosser war. 27 Zweiplätzer für die Öko-Fahrt. 28 Es heisst, dort sei es geradezu paradiesisch. 31 Summt fast wie eine Biene, findet ferngesteuert den Weg. 32 Ohne Chapman gäbe es ihn vielleicht noch. 33 Wo Gefahren lauern, gehört das Gebiet dazu. 36 Laut Hippokrates des Menschen beste Medizin. 38 Kein Snob, doch er grüsst die Leute von oben herab. 39 Brahms hat sein 2. Klavierkonzert so geschrieben. 40 Für Philosophen nichtig, für Laien unwichtig. 41 In England ist es sicher, dass es Teil des Korans ist. 44 Als Hinweis: ein Gremium.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 476

	I	K	R	K		B	U	S	E	N		B		P
	S	A	E	L	E		T		R	E	G	U	L	A
F	I	R	N	E		S	A	E	N	G	E	R		L
I	R	O	N	I	S	C	H		T	U	N	I	K	A
L	O	S	E	N		H		R	E	S	T			C
I			N	O	M	A	D	E	N		I	M	M	E
A		Z		D	A	L	A	T		P	L	I	E	
L	A	I	B		G		E	R	I	E		L	H	A
E	R	T	R	A	G		M	O	N	S	T	E	R	
	I	R	I	D	I	U	M		K	E	I	N	E	R
I	M	A	T	R	A		E		A	T	L	A	N	T
	A	L	E	A		I	R	R	S	A	L			L

Waagrecht — 1 IKRK 5 BUSEN 11 SAELE 12 REGULA (Stadtpatronin) 14 FIRNE 15 SAENGER 16 IRONISCH 17 TUNIKA 18 LOSEN 19 REST 20 NOMADEN 23 IMME (Imme) 27 DALAT 28 PLIE (Plić, Ballett-Position) 29 LAIB 32 ERIE (Eier) 34 LHA 35 ERTRAG 37 MONSTER 39 IRIDIUM 40 KEINER 42 IMATRA (Marita) 43 ATLANT 44 ALEA 45 IRRSAL

Senkrecht — 1 ISIRO (Stadt im Kongo) 2 KAROS (Spielkarten, Schweiz: Ecken) 3 RENNEN 4 KLEINOD 6 UTAH (Haut) 7 ERNTEN 8 NEGUS 9 BURI (Anita, Miss Schweiz 1999) 10 PALACE (engl. f. Palast) 13 GENTIL (franz. f. freundlich, it. = gentile) 14 FILIALE 15 SCHAL 19 RETRO (-welle) 21 MAGGIA 22 DAEMMER 24 MILENA (Moser, Schweiz. Schriftstellerin, z.B. genannter Titel) 25 MEHREN 26 ZITRAL 28 PESETA (war Währung in Spanien) 30 ARI-MARIA (Maria) 31 BRITE 33 INKAS 36 ADRA (kurz f. Adventistische Entwicklungs- und Katastrophenhilfe) 38 TILL (Eulenspiegel) 41 RTL

Lösungswort — **BRILLENTRAEGER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

*Beginnen Sie eine
eigene Tradition.*

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Patek Philippe Diamond Ribbon
Ref. 4968R